N. IV. 147. Const. 1/k.

L. g.

Bip.

o.
155

Die
Reliquien
unter moralischer
Quarantaine
mit drei Anhängen.

Wann wir Reliquien zu offnem Kauffe tra-
gen,
In unsrer aufgeklährten Zeit;
Was wird die Nachwelt von uns sagen?
Wir wären alle - - hochgelehrt, und hochgebe-
nedeyt!

Joh. Theoph. Hoeffel. Dr.

Frankfurt am Mayn
in der Varrentrappischen Buchhandlung
MDCCLXVII.

Inhalt.

Die Reliquien unter moralischer Quarantaine.

Erster Anhang eines Aufsatzes: von der Moral.

Zweiter Anhang: Etwas von unserer Bestimmung.

Dritter Anhang: Allerlei Betrachtungen.

Vorrede.

Ein heutiger Gelehrter in unserm hochgelobten teutschen Vaterlande ist derjenige, welcher lesen und schreiben kan, und von zwanzig lateinischen Worten wenigstens zehen ex usu verstehen gelernet, die Namen der Wissenschafften allenfalls aus den Zeitungen sich nach und nach bekannt gemacht; von der Wissenschaft, auf die er sich leget, das neueste Compendium wohl inne hat; die gelehrten Zeitungen und Monatsschriften

zum Grunde er seiner Belesenheit geleget, und aus den Namen Newton, Leibniz, Wolf, Voltaire, Maupertuis, d' Alembert, d' Argens u. s. w. sich eine neue artige Artem Lullisticam gebildet hat, die ihn zu allen möglichen Einfällen führet.

Eine glükliche Selbsterkänntnis, daß bey ihm alles superficiel fundusque mendax sey, giebt diesem Gelehrten den glüklichen Rath, desto unverschämter zu seyn, je unwissender er sey; den Rath, in Tag hinein zu schreiben, was ihm nur einfalle, alles fremde sich eigen zu machen, und nur dahin zu sehen, daß sein Name oft gedrucket werde; die Furcht vor dem Urtheile der Nachwelt hingegen den Thoren, wie die Furcht vor Gespenstern den Kindern, zu überlassen.

Wann in einer Gesellschaft von zehen Personen neune mir beifallen, was bekümmere ich mich um den Zehnten, der es besser verstehet? Ich heisse ihn einen Sonderling und spotte ihn aus, geniesse indessen meines Ruhms ohne Mühe.

Prætulerim scriptor delirus inersque videri,
Dum mea delectent mala me, aut denique fallant,
Quam *sapere* & *ringi*!

So denket ein solcher Gelehrter, und handelt seiner Gedenkensart gemäß.

Wir wollen hier einen Sprung auf eine besondere Art von Gelehrten thun, welche recht gründlich kennen zu lernen, das Publicum billig begierig seyn soll. Nicht alle, auch noch so nüzliche Dinge, gehören sogleich in das Feld der Gelehrtheit. Frie-

densschlüsse sind keine gelehrte Schriften. Hohe Todes- und Geburts- auch Vermählungs - Fälle interessiren das Publicum allerdings; aber deswegen sind die Reichspost- und andere solche Zeitungen, die genealogischen Handbücher und Adreß - Calender noch lange keine gelehrte Schriften. Eine Hof - Cärimonielordnung ist so wenig eine gelehrte Schrift, als eine Küchenrechnung. Aber so verhält es sich nicht minder mit dem grösten Theile des so genannten Practischen überhaupt, und des Pragmatischen besonders.

Es haben sich Leute in der gelehrten Welt herfürgethan, die kein anderes Verdienst haben, als daß sie solche Sachen zu sammlen oft gedankenlos genug gewesen. Man

läßt ihnen gerne den Verdienst, den man auch einem nüzlichen Kaufmanne, Krämer und Handwerksmanne gerne läßt; aber in der gelehrten Welt sind sie Novi homines. Ein anders ist es, wenn man solchen an sich zur Gelehrsamkeit nicht gehörigen Objecten ein gelehrtes Ansehen zu geben weiß, und alsdenn kan auch aus einem Adreß-Calender, wenn er mit gelehrten Anmerkungen versehen wird, eine gelehrte Schrift werden.

Jene Leute haben indessen diejenige schön so genannte Jurisprudentiam elegantiorem, wo die Verknüpfung der schönen Wissenschaften und der Philosophie mit der eigentlichen Rechtswissenschaft den Gelehrten allein characterisiret, fast ganz verdrun-

gen. Und wie hat es ihnen gelingen, oder, wie haben sie sich noch gar berühmt machen können? Alles, was nur den Namen von Recht hat, es heisse Privat- oder Staatsrecht, interessiret jedermann, und so auch was unter der juristischen oder Canzley-Praxi verstanden wird; allein nicht jedermann; sondern nur gar wenige, können gründlich davon urtheilen, und einen Herrn Hofrath Pütter (der gelehrt genug schreibet), von andern unterscheiden; dieses aber, daß das Object allgemein interessiret, ist die Ursache, daß auch diejenigen, welche die Sache nicht verstehen, doch allemal geneigt sind, von Schriftstellern solcher Art sich einen vortheilhaften Begriff zu machen.

Und was wollen endlich so vie-

le Recensenten, die solche Sachen nicht verstehen, anders machen, als daß sie loben, was sie nicht verstehen? Das arme Publicum wird indessen auf die schändlichste Art dabey mishandelt und betrogen; das Unwesen mit den = angeblich unter Aufsicht stehenden = in der That aber keine Aufsicht habenden Zeitungen dauret immer fort, und aus Ungelehrten werden Gelehrte, gleichsam durch ein Wunder, wie Wein aus Wasser bey jener biblischen Hochzeit. Diese Handlanger und Taglöhner erheben sich bald über die Baumeister, die zu bescheiden sind, um sich selbst zu rühmen, und daher ungerühmet bleiben, und die zu ehrlich sind, um Caballen zu spielen, die der Zufall oft begünstiget, und, gleichsam dem Schöpfer zum Trutze,

zeiget, daß auch er, der Zufall, aus Nichts Etwas machen könne.

Unter diesen Leuten heben einige ihr Haupt hoch empor, und profitiren von der Blindheit eines Theils der Welt, deren Blindheit zu ihrem Glüke ungefähr mit ihrer Einäugigkeit im nächsten Verhältnisse stehet. Ein kleiner Mutterwiz von der Beschaffenheit, wie der gemeine Nationalwiz der Franzosen, welchen der Musquetier in Frankreich mit dem Pair und Mareschall eben so, wie den allgemeinen Menschenvater Adam, gemein hat, sezet solche Leute in Stand, das Teutsche des Hannß Sachs glüklich mit dem Teuschen des Klopstoks zu verbinden, und bald neu, bald alt teutsch, bald erhaben, bald kriechend,

allemal aber fehlerhaft, zu schreiben. Nun werden bald Folianten, bald Quartbände, nicht gelesen; sondern fourragiret; nun wird auf öffentlichem Marktplaze ein Gerüste aufgeschlagen, wo bald Carl der Grosse; bald die Frau v. Motteville; bald ein Coloß; bald ein Zwerg; bald ein Adler; bald ein Täubgen im blutigen Seitenritze; bald Seneca; bald Lucian; bald Voltaire; bald der Herr Jesus und am öftersten der Harlequin erscheinet. Die äusserste Verzierung bestehet in einem prächtig gemalten Schilde, wo die Frömmigkeit sich feil bietet. Nach der ganzen Welt wird nun nichts weiter gefraget. Was bekümmerte sich Faßmann um die Nachwelt? Genug, daß seine Todengespräche tausendweise abgiengen, und seine Schmi-

ralien ihme von dem Buchhändler theuer bezahlet wurden. Deer, sein Verleger, war gleichfals unbekümmert, und sah nur auf seinen gegenwärtigen Vortheil.

Diese Leute sehen voraus, daß es ihnen zulezt in der gelehrten Welt schlecht ergehen müsse, und G*** nicht immer politisch; sondern, so Gott will, auch einmal unpartheyisch seyn werde. Was thun sie? Sie wollen als Christen beurtheilet seyn. Als Christen? Sie, die voll Gift und Galle sind? Sie, die in ihren Schriften Hohe und Niedere auf das gröbste angreiffen? Sie, die Verfassern und Verlegern mit allem Unglüke der Welt drohen, wenn gegen sie etwas heraus kommet? Sie, die wie die niederträchtigsten Rabbulisten mit ihren Gegnern umgehen? Ja, so heißt es in einer gewissen Vorrede vor ge-

wissen Psalmen und Liedern. " Die
„gegenwärtige Samlung legt den Zu-
„stand und die Gesinnungen mei-
„nes Herzens vor Gott dar. Es
„hat mir billig geschienen, daß einer,
„der auf mannigfaltige andere Weise
„vor der Welt genennet wird,
„auch ein Zeugnis hinter sich lasse,
„zu welcher Religion * er sich in sei-
„nem Leben bekannt habe, und wie
„könte ich ohne vorsäzlichen Undank
„verschweigen, daß auch mir
„Barmherzigkeit in Jesu Blute
„wiederfahren sey, welches mein ei-
„niger Ruhm in Zeit und Ewigkeit
„bleiben wird — Welche christliche
„Aufblähungen!

Aber da diese Spötter über das Heilige, wie über das Profane, wohl einsehen, daß sie bey Staatsleuten mit ihrer Heucheley nicht weit kom-

* Diese Religion ist eine offenbar falsche, da solche sich nach seiner Meinung auf Vorurtheile gründet. Sieh. Reliquien II. Augab S. 360. ff.

men werden: so bedecken sie sich geschwinde mit der Patriotenlarve. Was diese Patrioten für Leute seyen, finden wir in den Beherzigungen, erst S. 129. „Nur dem „Grad nach unterscheiden sich von „diesen Leuten voll todter Ehrlichkeit „die politische Klagweiber, die sich „auf Unkosten der Leichtglaubigen in „die Heldentracht der Patrioten verkleiden, die ihnen oft just so, wie „die Löwenhaut dem Esel, zu Ge„sicht steht. Sodann finden wir es a. O. S. 256. „Welche seltsame „Beweggründe, welche schimpfliche „Absichten würden sich zu Tag legen, „wenn die grosse Hauffen Patrioten „einen aufrichtigen Tarif ihres an„geblichen Patriotismus zusammen „tragen solten, um was? und wie „hoch? jeder den seinigen taxiret ha„be—Was ist das für eine Sprache? Irret euch nicht; GOtt läßt sich nicht spotten! N. den 30 Sept. 1766.

Vorrede des Verfassers der Reliquien vor der zweiten Ausgabe.

Reliquien sind Uberbleibsel ganzer schätzbaren Stücke, welche von dem Untergang und Zerstörung der Zeit errettet worden, oder auch einzele Fragmente dieser Art, deren Ganzes man nie gehabt, noch entdecken können.

* *

Alle Theile der Wißenschafften und Künste haben dergleichen aufzuweisen und welchen Stücken die Kirche insbesondere diese Bedeutung beilege, ist bekannt.

Anmerkung.

Reliquien sind überhaupt Ueberbleibsel von Etwas, dieses Etwas mag nun ein Ganzes oder ein Stük, schäzbar oder unschäzbar gewesen seyn. Reliquiae prandii, coenae, exercitus u. s. w. Einzelne Fragmente, deren Ganzes man nie gehabt, sind Undinge in einem Sinne; im andern keine Reliquien, sondern Dinge, die vom Anfang an unvollständig gewesen, oder Anfänge eines Ganzen, Elemente, oder auch Stüke, die sich auf andere Dinge (Compartes) beziehen, die noch hinzukommen sollen.

So sind von einem unausgebauten Schlosse, welches also kein Ganzes ist, die aufgeführten Theile des unvollendeten Baues keine Reliquien. Wenn ein Dichter eine Ode anfängt, und nicht zu

Ende bringet, so bleibet sie in gleichem Sinne — ein Fragment. Wenn Handschriften im Ganzen verlohren gehen, Stüke aber noch übrig bleiben, oder von ihrem Inhalt ein anderer etwas aufbehalten hat: so heiset das eine Reliquie, ein Ueberbleibsel. So finden wir beym Euseb vom Sanchoniaton; beym Augustin vom Cicero de republ. die bekannten Fragmente oder Reliquien; so finden wir dergleichen beym Gellius u. s. w. Allein niemand ist es noch eingefallen die Essais de *Montagne*, die Pensées de *Pascal*, les Caracteres *de la Bruyere*, die sogenannten Mes Pensées eines *la Beaumelle* Reliquien zu heissen. Und was sind dann also die Reliquien unsers Verfassers? Keine Ueberbleibsel verlohrner Handschriften sollen sie seyn; keine Essais de *Montagne*, Pensées de *Pascal* u. s. w. sind sie wahrhaftig auch nicht. Rapsodien? Im rechten Verstand nicht. Was sind sie also? Dem Pöbel in die Rappuse gegebene schlechte Gedanken, wobey das lächerlichste u. ärgerlichste zugleich ist, daß er ihnen würklich den Wehrt beylegen will, welchen die Römisch Catholische Kirche den Gebeinen der Heiligen beyleget. Ist er denn etwa catholisch geworden, da er nur von der Kirche schlechtweg redet? Denn die Catholischen behaupten nur eine

Kirche, ausser welcher keine Seeligkeit sey. Es ist also nöthig, daß diese für den Pöbel bestimmte Reliquien die Quarantaine halten, damit niemand angesteckt werde.

Welch unermeßliche Summen von Reliquien enthält das Reich der Geister? Millionen unerfüllter Wünsche, zerronnener Anschläge, ungestillter Klagen, unerhörter Seufzer, zernichteter Eitelkeiten, ungebohrner Gedanken, unausgebildeter Möglichkeiten, Wahrheiten, zu predigen im verborgenen, und auf den Dächern zu seiner Zeit, Lichtes-Strahlen künftiger Entdeckungen, Kerne, köstlich denen, die sich aufs aufmachen verstehen, Erzt statt Steine, denen, so die Tiefen nicht scheuen, glückliches Finden, denen, die gerne suchen, Wunder vor gewafnete Au-

gen, Entzückungen vor geistliche Sinnen, Schätze, wo man nur auf gemeine Erde zu treten glaubt. - -

Wer denken will und kan, ist in dem Fall, seinen Antheil daran zu haben.

Anmerkung.

Was soll das Reich der Geister vor Summen von Reliquien enthalten? Im Reiche der Geister giebt es keine Reliquianer. In einem ganz andern Sinne saget es der Dichter:

In unsrer Seele unerforschten Schranken
Sind Millionen dunkeler Gedanken,
Die für die Ewigkeit nur sind:
Gleich Saamen, welche Stürme weit verwehen,
In einem andern Land bestimmet aufzugehen.

Und wieder anders, wenn er sagt:

Hier kan man bey unausgeführten Siegen
Zerstörte Carnavals, zerstreute Karten
liegen,
Und schlummernd — in den Armen einer
Nacht,
Noch unvollendet, noch unausgedacht,
Erhabene Theodiceen,
Und ungesungne Opern sehen.

Hier ist der Verfasser verlassen, und sogleich sehen wir ihn auf dem Dach in seiner natürlichen Gestalt. Nun kommen seine eigene Gedanken, Kerne, köstlich denen, die sich aufs Aufmachen verstehen. Die Affen verstehen sich unvergleichlich darauf, und wissen so gar die Auster aus der Schale zu holen. „Wer denken will und kan, ist „in dem Fall, seinen Antheil daran zu haben — Hilf Himmel, es wird doch nicht etwa in den Reliquien gar etwas prophetisches verborgen seyn!

Das Evangelium sagt uns von einem Kaufmann, der all sein Vermögen dran gewandt, um Eine Perle zu kaufen. Um zu gewinnen,

muß man Muth und Verstand genug haben, zu wagen.

Diß thun die wenigste Menschen moralisch; entweder leben sie von täglichem Raben-Brod, oder verzehren ihr Capital und offt sind sie vor ihrem Ende schon fertig; sie haben sich ausgedacht, sie überleben sich selbst.

Der weislich Kühne greifft sein Capital auch an, aber nur, um desto reichlicher wieder anzulegen. Er kaufft Erfahrungen, offt theuer genug, offt mit gegenwärtigem Schaden, ohne allemal vorher zu wißen, daß er dadurch klug wird, daß nicht Zephyrs, sondern Sturmwinde nö-

thig seyen, um ihn desto schneller in den Hafen zu treiben.

Dieses wird sein Überschuß, sein ersparter Gewinn, Reliquien, die er mühsam und einzeln aufsuchen müssen, die aber, zusammen genommen, den an Weisheit wohl habenden und vermögenden Mann ausmachen.

Wer reich werden will, muß auch einen offt wieder kommenden kleinen Gewinn nicht verachten, die Millionen bestehen aus lauter Einheiten. Eine kleine Erfahrung macht geschickt zu einer größern. Gedult, Gedult ists aber, die Erfahrung lehret.

Anmerkung.

Wer nichts wagt, gewinnt nichts, sagt jeder Bauer, und hierzu brauchen wir das Evangelium

nicht. Wer verstehet übrigens dieses ganze Geschwäze? Es sind lauter sinnleere Worte, —— Worte, die viele Leser blos darum bewundern, weilen sie ihnen unverständlich sind.

Meine Freunde! nehmen Sie diese Sammlung von Gedanken als ein Vermächtniß, oder doch als eine Schenkung unter Lebendigen von Todeswegen an; vielleicht sind etwa Erz-Stuffen darunter, aus denen sich langer Draht ziehen ließe, wenigstens Körner, reichlich mit Thränen gesäet, einige auch, die man hier schon mit Freuden erndet.

Anmerkung.

Meine Freunde! —— Wem bricht hier nicht das Herz? Mir bricht der Verstand, wann ich Drat aus Erzstuffen ziehen, und Thränen zu einer Säe-Maschine gemacht sehe. Doch für die Herrnhuter mag dieses gut genug seyn; ich ha-

be aber einen Dichter von weitem gehöret, der sie warnet:

Trau, Lamms Gemeinde, nur
nicht diesem Freyer;
Im Munde trägt er doppelt Feuer;
Ein halbes Herz nur in der Brust.

Aber, ihr Juristen, was sagt ihr zu der artigen Schenkung unter Lebendigen von Todeswegen? O, ihr seine Lamms verbundene Freunde! Nehmet euch vor diesem gefährlichen Schenker in Acht! Er spiegelt euch eine Schenkung unter Lebendigen vor, damit ihr euch auf deren Unwiederruflichkeit verlassen solt, und zugleich giebt er ihr die Gestalt einer wiederruflichen Schenkung von Todes wegen? O! fraget den Herrn Ortmann, den Verfasser der patriotischen Briefe, wie seine Schenkungen beschaffen sind? Dem ersten, dem besten, der ihm wieder eine Erzstuffe schenkt, zieht er einen Drat heraus, wie ers haben will.

Weil es nur einzele Erfahrungen und Betrachtungen über Materien von ungleich größerm Umfang und

Wichtigkeit sind, so habe ich sie wegen obbemerkter Aehnlichkeit Reliquien benennt. Die wunderthätige Krafft von diesen hafftet bey dem, so daran glaubt; diß ist die Sache der Leser; vor die Authenticität aber kan ich stehen, dann, außer einigen sehr wenigen nach dem Verwandschafts-Recht aufgenommen, bin ich mir bewust: Ich habe sie alle selbst gemacht. Geschrieben den 1sten Merz, 1766.

Anmerkung.

Hier kommt eine neue Definition von Reliquien vor: es sind einzele Erfahrungen und Betrachtungen über Materien von weit gröserm Umfang. Nun redet er von einer wunderthätigen Kraft derselben, so bey dem haftet, der daran glaube —— will er also nicht die Römisch Catholischen Christen lächerlich machen? oder, hält er seine Leser,

es teutsch heraus zu sagen, für N*** und verlanget von ihnen einen Glauben? Ist der Fanatismus hier nicht bis zum äuserſten Grade geſtiegen? Dieſe Reliquien von wunderthätiger Kraft rühmt er ſich noch dazu, ſelbſt gemacht zu haben, und darinn ſoll ihre Authencität beſtehen, gleich als ob dieſes nicht vielmehr ihre Verfälſchung oder Nachmachung bewieſe, uud gleich als ob alles avthentiſch wäre, was ein jeder ſelbſt gemacht. O, nein; es muß der Mann darnach ſeyn, der etwas avthentiſches machen ſoll; das Object muß darnach beſchaffen ſeyn, und endlich eine gewiſſe Solennität hinzukommen. Soll avthentiſch hier ſo viel, als ſelbſt gedacht heiſſen: ſo iſt es auch nicht an dem, und man kan wohl zu den Reliquien ſagen, wenn man ihnen die Mes Penſées des la Beaumelle entgegen hält:

Incipe, parve puer, riſu cognoſcere matrem!

Und alles was von andern herkomme, nicht authentiſch wäre. In Anſehung des Selbſtdenkens pralet er auf eine ekelhafte Art. Das Grospralen finge ſich mit dem Herrn und Diener an; die Vorrede vor den Beherzigungen ſchlieſet ſich alſo: doch habe ich auch gedacht! in der Vorrede vor ſeinen Gedichten beweißt er auf eine ſeltſame Art, daß ſie erhaben ſeyen, u.

begehet eine offenbare Sophisterey auf Kosten unsers hochgelobten Heilandes; „Man kan den Heiland zärtlich lieben, und doch kein Dichter seyn: ist „es aber wohl möglich, bey Empfindung eines „über sein Marterbild lebendig gerührten Herzens ein laues Lied von ihm zu singen? Ich vermeine: Nein! ergo habe ich, macht sich der Schluß von selbst, kein laues, folglich ein feuriges, erhabenes Lied vom Heilande gesungen! ein Lied, das Stralen gleichet, welche zerschmelzen! —— Was sind das für Stralen? Die müssen von Eis seyn, und von Herrnhutischer Façon.

Drukfehler.

S. Z.

11 5 statt: , = ?

20 8 lies: eine Verbitterung, nicht einer.

22 4 lies: entscheiden, statt entschieden.

26 8 adde post: nach, dem.

45 5 lies: in, statt, im. Lin. 9. ponatur post: Staatsmanns, ein — Lin. 12 ponatur: in, statt (in.

47 21 lies: Sibirisches, statt: Siberisches.

52 18 lies: mepris, statt: meprix.

53 16 lies: welchen, statt: welcher.

57 15 Myriaden, statt: Myriadische. Lin. 16 ungebohrner, statt: ungebohrne. Lin. 17 statt: eines puncti ponatur!

61 4 addatur post: nach C. respective. Lin. 7 statt: mnß, lies: muß.

76 18 post: selbst, ponatur: nicht.

84 15 post: Ministerialposten, addatur: sich.

86 9 post: oder, ponatur: gleich.

112 5 von unten lies statt: ů = y.

Die
Reliquien
unter moralischer
Quarantaine.

Mit drei Anhängen.

Die erste Reliquie (S 3.) zeiget bereits einen Verfasser, der keine bestimmte Begriffe hat. So wichtig der Vorwurf, so schlecht der Gedanke. Es ist von den Spöttern unserer allerheiligsten Religion mehr als einmal gesagt worden, daß die Religion eine Erfindung sey, den Pöbel im Zaume zu halten; daß aber der Aberglaube nur zum Schrecken diene: so schlecht hat sich noch keiner ausgedrücket. Gar keinen Verstand hat es, wenn die Reliquisten oder Reliquianer, wie man will, sagen, daß hundert politische Anstalten und Einrichtungen, weil sie zum Schrecken dienten, deswegen nicht verwerflich würden: soll also der Aberglaube vertheidiget werden? soll er deswegen nicht verwerflich seyn? Aber unter dem

Aberglauben soll die christliche Religion von ihren Spöttern verstanden werden, gut: Wer hat denn doch nur immer die christliche Religion aus dem Grunde verworfen, weil sie das Volk in Schrecken setze? Vom Unglauben haben übrigens die Herrn Reliquianer so wenig Begrif, als von ihrer vorgeblichen Religion.

§. 4. Der Verfolgungsgeist soll seine Methoden geändert haben. Mit den Zeiten ändert sich ohnehin alles. Wie wenig politische, moralische und auch theologische Einsichten aber hier verrathen werden, muß jedem in die Augen leuchten. Ein Regent hat, selbst mit Beifall Gottes, eine gerechte Ursache zu wünschen, daß sein Staat mit Religionsspaltungen nicht heimgesuchet werden möge. Finden sich nun in einem Staate, wo z. B. die catholisch-christliche Religion herrschet, Protestanten, und sind solche wahre Christen: warum solten sie sich nicht gerne auch eine Wüste zum Anbaue anweisen lassen, um daselbst einer ungestöhrten öffent-

lichen Religionsübung zu geniessen? Um daselbst, von den anders Denkenden abgesondert, kein Stein des Anstosses mehr zu seyn? Um den Staat und sich, durch diese Absonderung, ausser Gefahr zu sezen? Welcher Staat aber ein Cameral-Interesse darunter sucht, wird solche Neuanbauer auch nicht Hungers sterben lassen. Den Hühnern schneidet man die Hälse nicht ab, welche Eyer legen sollen. Es ist auch lächerlich, daß, wenn der Anbau nicht gelingt, die Nachkommenschaft derer, die Hungers gestorben, überbleiben könne. Leben die Kinder etwa von der Luft? Haben die Alten aber sie ernähren können: so müssen sie auch für sich etwas gefunden haben.

S. 5. Wenn aus einem Abergläubigen zwar gar leicht ein Ungläubiger werden kan: so ist es doch ein grundfalscher Gedanke, als ob der höchste Grad des Aberglaubens der Anfang des Unglaubens wäre. Wem gehöret auch nur immer das Gebiete zwischen dem

Aber= und Unglauben, welches nur einen Schritt lang ist? Ich halte es für das Reich der Reliquianer. Aber ganz unvernünftig will aus lebendigen Beispielen erwiesen werden, daß Aber= und Unglauben zu gleicher Zeit (successive ists ein anders) in einer Person vereiniget seyn können. Unter dem Aberglauben will hier allemal eine Religion verstanden werden; unter Unglauben keine Religion. Nun bleibt es allemal unmöglich, zu einer Zeit eine und keine Religion zu haben. Ich bin kein Catholik; aber da sey der Himmel für, unter dem Aberglauben die catholische Religion zu verstehen, wie die Herrn Reliquianer.

Voltaire hat Recht, und die äussere christliche Religionsverfassung (nicht Religion schlechtweg) ist ein Abgrund, welcher mit Menschenblut angefüllet worden. Die politische Gestalt, welche der sanftmüthigen Religion der Christen zur Zeit der Apostel, in der Folge gegeben, immer verändert, und immer zusammengesezter, immer verwickel=

ker geworden, hat jene grausame Kriege veranlasset. Wenn aber die Religuianer einen grossen Monarchen zum Beweise anzuführen frech genug sind, daß es nicht der Aberglauben gewesen, wenn seit 22 Jahren Ströme Blutes geflossen: so hätte bewiesen werden müssen, daß es der Unglaube gewesen sey. Wie aber, wenn es Staatsabsichten, und weder Aber- noch Unglauben gewesen? So verwirrt denken solche Leute, und für was soll man diese Reliquie ansehen? Für einen heiligen Eselsfuß, nichts anders.

Belohnungen.

S. 7. Gedanken von unschäzbarem Werthe, die sich hier anbringen liessen, müssen sich in dem Fieber eines Kranken verlohren sehen, der in seinen Arzt Vertrauen sezet.

Ist der Kranke ein Herr, weil er krank ist? Der Arzt ein Minister, weil er ein Recept verschreiben kan? Sind die Regenten in der Regel; sind sie von Natur und

Rechtswegen moralische Kranke, und die Minister Aerzte? Welch eine **Reliquie** mein Herr?

Dignus, dignus es intrare

In docto nostro corpore,

würde Moliére sagen.

S. 8. Kein Mensch weiß auch etwas davon, daß gewisse Hofstellen **regelmäßig** sechs- und mehrmal so viel eintragen, als die Besoldung beträgt, so solchem Amte bestimmet seyn soll: denn sind es erlaubte sogenannte Accidenzien, so gehören sie mit zur Besoldung; reden aber die **Reliquianer** von Diebereyen: so findet sich bey Gesandschaften, die Staatsnegotiationen zum Endzwecke haben, auch Gelegenheit genug dazu. Einen einmal festgesezten Besoldungs-Etat zu überschreiten, ist nicht räthlich; dem dürftigen Diener kan ausserordentlicher Weise geholfen werden. Eine Verläumdung ist es, als wenn die Herrn überhaupt ein Amt lieber einem schlechten Menschen, ja gar öffentlich einem Diebe gäben, um nur etwas

an der Besoldung zu ersparen. Thut es ein Herr; so thun es deswegen nicht alle, und thut es einer einmal: so thut er es deswegen nicht allemal, und vielleicht würde es sich ganz anders damit verhalten, wenn man die Umstände wüßte. Was sollen solche Anecdoten für Reliquien vorstellen?

Durch das angeführte Beispiel Carl V. widerleget sich der Reliquienschreiber selbst; denn belohnte dieser Kayser seine Minister darum nicht, um ihnen die Uneigennützigkeit einzuflössen; so hatte er ja Recht. Das übrige ist ein gemeines Geschwäze.

Aber S. 11. kommt etwas vor. Die Gedächtnismünzen, heißt es, welche verdienten Männern zur Ehre geschlagen werden, sollen als eine currente Landmünze gelten. Ist der mindeste Verstand hierinnen? Sollen sie das Gepräge des Landesherrn verdringen? Soll das Land mit Scheidemünze überschwemmet werden? Sollen sie allgemein im Lande verschenket werden? Das leztere wäre eben so

viel, als wenn man die Hallerischen Gedichte so vielmal als die Bibel, auflegen lassen wolte, damit sie in jeder Kühmagd Hände kämen. Es wäre das sicherste Mittel, grosse Männer verächtlich zu machen, so wie einige neuere Dichter fast lächerlich geworden, da man sie als Berloquen an den Uhren hängen gesehen. Doch war dieser Einfall noch vernünftig; aber — O, imitatores, seruum pecus!

Was S. 12. von den sogenannten Helden- und Bürger-Cronen vorkommet, verräth abermals des Verfassers Unwissenheit in solchen Dingen. Was will er mit der Einfalt sagen? konten die Ehren-Cronen denn nicht um Geld gekaufet werden? An den Sternen und Bändern finde ich auch nichts gothisches, und Dürftige wird man auch nicht mit einem Orden abfinden; sie werden ihn nicht annehmen, oder haben sich über niemand hernach, als über sich selbst, zu beklagen.

Seit wänn ist endlich der Eigennuz noch eine schwache Seite gewesen? Er ist ein Laster. Die Besoldungen der Civilbedienten sind an den mehresten Höfen nur zu stark; aber die übrigen Einrichtungen taugen nichts. Unter den Civilbedienten sind wichtige Unterschiede zu machen, und sie könten, nach sonst besseren Einrichtungen, bey weniger Besoldung glüklicher bestehen. Es ist auch wieder ein Unterschied zu machen, wo die Besoldungen der Cammer- oder der Landschafts-Casse zur Last fallen. Aber die Reliquianer bestimmen ihre Begriffe noch viel schlechter, als die grossen Herren besolden sollen.

Was müssen (S. 14.) das doch immer für verdiente Bediente seyn, die eine ständige Besoldungszulage als einen Raub dahin nehmen, und was sind das für gelehrte Academien, die aus Rittern und Mitgliedern bestehen?

Die Ordens der Höfe erfordern eben sowol einen Stand als der Hermelin; aber so, wie man Militar-Ordens hat, könte man auch Civil-Ordens haben.

Aber auch Straf-Ordens solte man einführen, und ein Orden pour l'hipocrisie schickte sich für die Herrn Reliquianer vortreflich.

Der Betrüger.

Diese Reliquie ist selbst ein Betrug; denn das Publicum erwartet nicht, daß ein Cartouche in nichts von einem Cortez unterschieden, so würdig er auch des Rades gewesen, als ein niederträchtiger Betrüger ihm vorgeführet werde. Diebe, Mörder und Räuber, und sodann die Betrüger sind auch nicht einerley. Aber gebohrne Spitzbuben? Was könte man denn solchen zurechnen? Würden sie nicht eben so unschuldig verdammet, als ein Fuchs oder ein Wolf? Man könte sie todt schiessen, wie Füchse und Wölfe; aber ein Gericht über sie zu hal-

ten, wäre eben so lächerlich, als ein Gericht über einen Wolf oder Fuchs.

Welch eine schöne Moral kommt S. 17. vor? Wer nach zwanzig Jahren stiehlt; der wird moralisch präsumiret, schon vor zwanzig Jahren gestohlen zu haben. Warum, die Betrüger, die Diebe werden gebohren. Gut; der vor zwanzig Jahren ehrliche Mann steigt einen Berg hinauf, und jedermann erlaubt es ihm; jeder billigt es; nun ist er oben, und soll herunter gestürzet werden. Warum? man stürzt von keiner Höhe herab, oder wird von keiner herabgestürzt, die man nicht hinauf gegangen ist. Welch ein Unsinn?

Bücher-Policey.

Der Verfasser redet hier von einer Sache, die er gar nicht verstehet, und zugleich auf eine solche Weise, daß man sich mit ihm nicht einlassen kan. Anstatt uns etwas zusammenhängendes zu liefern, will er uns mit Fragmenten von Gedanken abfertigen

Behüte Gott, Fragmente von Gedanken? Ja, so grob werden sie allerneuest getheilet, daß sichtbare Stüke von ihnen übrig bleiben, und diese sind Heiligthümer, sind Reliquien. Aber wenn gleich der Verfasser uns nichts ganzes liefern wollen: so hätte man, wo nicht Quintessenzen, wo nicht Körner ohne Schaalen, doch wahrhaftig auch nicht ein grobes Stük Holz von ihm erwartet. Es beruhet alles auf einen gemeinen Geschwätze, und der Verfasser muthmasset nicht einmal seine Unwissenheit. Gleich Anfangs macht er unsern Zeiten ein unverdientes grobes Compliment. Wo hat noch ein Freygeist in unsern Tagen Actes des Apôtres drucken lassen, und zwar mit einem Privilegio, wo es von den Aposteln heißt:

Douze Coquins qui se nomment Apôtres,

und wo der Teufel sagt:

Puisqu'il conuient que je souffle les oreilles
Bientôt mourront les coquins de Jesus?

Wie war es zu den Zeiten der Königinnen von Navarre? Wenn lebte doch la Mothe le Vayer? Ist eine allerdings verdammliche Immirce weniger schlimm, als die Aretinischen Zotten, und was unterm Namen Aloisia Sigaea bekannt ist? Sind etwa Lessingische Kleinigkeiten gefährlicher, als die Cent Nouvelles nouvelles und Contes de la Fontaine?

Die Schriften gegen die christliche Religion sollen von zweierlei Gattung seyn.

Die erste Gattung enthält die theoretische; und die zweyte Gattung? die kleine fliegende Schriften (S. 22.) Eine artige Eintheilung. Hat man etwa keine Brochuren theoretischen Inhalts? Doch der Verfasser hat die ersten Schulbegriffe nicht, und es läßt sich also mit ihm nicht reden.

Eine dumme Vorschrift für eine Obrigkeit ist es auch, die Gefährlichkeit der Schriften wider die Religion nach dicken Bänden und Brochüren zu beurtheilen.

Wenn übrigens eine ganze Universität es sich als einen Ruhm anrechnen will, das Aufnehmen der Philosophie verhindert zu haben: so mögen die sogenannten Wehklagen nicht eines Voltaire; sondern des Voltaire wohl Grund haben. Doch diese Anmerkung gehet den Verfasser der Reliquien in so ferne nichts an, als vielmehr in dem Sinne, in welchem er die Sache nimmt, er ganz Recht haben mag. Allein er, der die höchsten Standespersonen gröblich anzutasten sich nicht scheuet; warum nimmt er Anstand, die Kunstrichter zu nennen, über die er sich beschwehret, und die doch offenbar nur Privatpersonen sind? Warum nennet er sie nicht? Weil sie ihn auch noch schonen; weil er fürchtet, sie mögten ein ehmaliges übereiltes Lob zu ihrer wahren Ehre widerrufen; weil er hoffet, doch noch künftig wieder einmal gelobet zu werden. Aber warum nenne ich selbst die Universität nicht, welche die Klagen des Voltaire rechtfertiget? Deswegen, weil ich Respect für Ihro Königliche Majestät habe; für Sie, die der Reliquien-

schreiber die **Königin der Academien** zu nennen so gewohnt, als von Ihren königlichen Gnadenbezeugungen zu profitiren unersättlich ist. Doch ich gebe dieser Königin die Schuld nicht; sondern ein paar Pedanten, die Ihre Minister sind, und sie kan noch oft genug genennet werden.

Schon in den politischen Verfassungen (sagen die **Reliquianer**) sey zwischen der Freyheit und Frechheit der Pressen ein grosser Unterschied. So undeutsch hier durchaus der Ausdruk ist: so falsch ist auch der Gedanke. Wo könnte denn ausser den politischen Verfassungen ein solcher Unterschied nur gedacht werden, und worauf beziehet sich also das: **Schon**. „Die Gebrechen einer Ver„fassung, die Fehltritte, Unwissenheit und „Versehen derer am Ruder sitzenden Perso„nen, allgemeine und besondere Misbräuche „und Mängel einer Regierung zu entdecken, „zu wägen, und um deren Verbesserung und „Abstellung zu eifern, ist den Rechten eines „**freyen** Volkes eigen, und der Würde „der Obrigkeit unnachtheilig.„ Hier ist

so viel unbestimmtes, daß Leser von der schlechtesten Art vorausgesezet werden müssen, um solche Säze nicht für sehr anstößig, wo nicht gar ärgerlich zu finden: denn im gemeinem Leben wird sehr viel Böses dadurch angerichtet. Der Verfasser hätte schlechterdings sagen müssen, von welchem freyen Volke er rede? Denn das bleibet ewig juristisch wahr, daß die Staats- und darauf gegründete, (folglich nicht willkührliche) Policeyverfassung hier allemal entscheide, und Engelland ist das einzige freye Volk, von welchem kaum hier noch die Rede seyn kan, geschweige denn von andern; der Raum ist aber zu enge, dieses auszuführen, et hoc erat vnum secundum W . . . Es ist ferner die Frage: wer soll dieses sagen? Ein fremder? Was gehet es ihn an, und wenn das freye Volk sich darüber bey seiner Obrigkeit beschwehret, ist sie schuldig, ihn darüber zu bestrafen; ja Amtshalber wäre sie schuldig, es zu ahnden, ohne daß ein Kläger vorhanden sey. Ein Bürger des freyen Staats?

Dieser

Dieser muß entweder ein Verfassungsmäsiger Censor, Bewahrer der Gesäze, oder sonst dergleichen etwas, wie in Athen seyn; oder eine Nationalversammlung abwarten. Es wird also wohl bey der Einschränkung bleiben, daß nur von Gelehrten die Rede seyn könne, wobey es allein auf die Frage ankommt: wie weit ein Gelehrter, als solcher, hierinnen gehen könne? Diese Frage läßt sich, Gott lob! gründlich beantworten. Einen Einwurf sehe ich voraus. Patrioten! ja Patrioten; ich kenne die Reliquianer. Ein mehreres kan ich nicht hinzuthun, ohne eine ganze Abhandlung zu schreiben; aber eben deswegen schicken sich solche Materien nicht zu Fragmenten nach der Absicht des Verfassers: denn er hat würklich etwas Ganzes zur Welt bringen wollen; das Kind ist aber stükweise von ihm gegangen, und sein seltsamer Geschmak hat nur den unedelsten Theil desselben im Weingeiste aufbehalten.

„ Dem Regenten selbst an seine Crone
„ zu tasten; die Rechtmäßigkeit seiner Ge-
„ burt und Erbfolge zu bezweifeln — Die
„ Gültigkeit seiner Gesäze zu läugnen —
„ Die Gehorsame lächerlich zu machen —
„ Genug. „

Dieses ist, (so affectiren die es am gröb-
sten machenden **Reliquianer** zu sagen,) ein **halswürdiges** Verbrechen, also ein Verbrechen, welches einen Hals verdienet; es ist eben, als wenn gesagt worden wäre, ein **lebenswürdiges** Verbrechen. Die Actenmäsige Schreibart kan hier nicht zur Entschuldigung dienen.

Aber was war **Cromwell** in der That? Durfte niemand die Rechtmäsigkeit seines Protectorats antasten? Wer ist es, der die Rechtmäsigkeit der Geburt und Erbfolge der **Stuarts** bezweifelt, oder ihre rechtmäßige Verbannung behauptet hat? Warum kommen Königinnen öffentlich, und so gar auf einem Gerüste, nieder? Wer sucht die Gehor-

samen lächerlich zu machen, als eben dieser Reliquienschreiber (S. 81)? Was für ein freyes Volk muß doch das seyn, welches einen Regenten hat, der ihm Gesäze vorschreibet, deren Gültigkeit niemand bezweiflen darf? Mit einem Worte, der Verfasser hätte bestimmter reden sollen; ich weiß es, Gott Lob! auseinander zu sezen; aber ich kenne auch seine Convenienzsäze, und für diesmal wolte er heimlich Regeln unterschieben, nach welchen seine Hoch und Niedrig beleidigende Schriften beurtheilet werden solten. Wie die Reliquianer zu unterscheiden pflegen, davon kommt S. 26. wieder eine Probe vor. „Ein anders „ist (heißt es) ein Zweifler; ein anders ein „Spötter —„ Ja, eben so, wie ein anders ein Zweifler, und ein anders ein Schuster ist. Einem sceptischen Malcontenten kan nur ein förmlicher, im Tone der Gewisheit redender Malcontent entgegen gesezet werden. Denn von Staats-Malcontenten ist die Rede. Beyde mögen nun übrigens ernst-

haft oder satyrisch reden. „ Kaltsinnigkeit „ ist von Verläumdung unterschieden. „ Etwa wie kalt und warm? Etwa wie schwarz und weiß? Einer Kaltsinnigkeit gegen den Regenten, gegen eine Staatsverfassung kan hier nur eine förmliche Erklärung anderer verschiedener oder auch widriger Gesinnungen, einer Verbitterung; nimmermehr aber die Verläumdung entgegen gesezet werden.

„ Heimlicher Haß von Rebellionen — Rebellionen haben nicht nothwendig einen Haß zum Grunde; in wie ferne aber der Haß gegen die Person des Regenten die Quelle davon ist, da verhält es sich auch mit dem heimlichen Hasse gegen die Rebellion wenigstens eben so, als mit einer im Herzen gebrochnen Ehe. Dieses solten die christlichen Reliquianer doch wissen.

Auf diese zergliederte Stelle folget ein leeres Geschwäze, und Zimmermann (ich weiß nicht, ob er eine gelehrte Zeitung schrei-

bet) wird ohne Noth an einem **trivialen** Orte angeführet, und wird sich des Beifalls selber schämen, welchen er von einem der Sache Unkundigen an diesem Orte erhält.

S. 28. (So werden sie aber noch mehrers erbittert.) Aber warum sucht der Verfasser sich einen so elenden Einwurf aus? Gewis, weil er auf bessere nicht antworten kan.

S. 29. wird von Verführern und Ruchlosen geredet, die ausser dem Falle Obrigkeitlicher Beahndungen seyen. Wie soll man sich in Ansehung dieser trösten? Die Reliquianer sagen, wie alle Obrigkeiten bey ihren Duellmandaten. **Keineswegs**: entweder stehen sie unter den Gesäzen, oder nicht. Leztern Falls ist Gott die Strafe zu überlassen, erstern Falls muß man die Gesäze an ihnen vollziehen, und die Obrigkeit, die es unterläßt, giebt entweder einer höhern, oder Gott davon Red und Antwort; nimmermehr aber

den Reliquianern. Aber wie, wenn es Verführungen und Ruchlosigkeiten gäbe, wovon die Gesäze schweigen? Die Verfassung jeden Staates muß entweder hier entschieden, oder der Fall nach einem Jure hypothetico beurtheilet, und ein factum juridicum also erst unterstellet werden.

S. 30. eifert der Reliquienschreiber wider die Catholicken, und es ist ihm zur Gewohnheit geworden, solche bey aller Gelegenheit anzugreifen. Erinnert sich denn niemand etwa des berühmten Trautsonischen Hirtenbriefes? Einer teutschen Uebersetzung der Bibel in Passau? Glaubwürdige Buchhändler in Frankfurt werden bezeugen, daß sie viele protestantische theologische Schriften in catholischen Landen ohne alle Hinderniß vertrieben haben. Tillotsons, Saurins Discurse und Predigten, Osterwalds Predigten, L'Enfant Histoire du Concile de Constance sind zu Paris öffentlich im Palais Rojal verkaufet worden, und stehen in verschiedenen Pariser Catalogen. Des Herrn For-

mey Philosophe chrétien ist zu Lion neu aufgeleget worden.

S. 36. Wird gesagt: Lasse man denen Buchhändlern Freyheit, u. s. w. Dieser Gedanke ist bewunderungswürdig und neu, nur schade, daß derselbe nicht ganz ausgeführet ist. Es fehlet noch daran, daß die Buchhändler, welchen sonder Zweifel aus einer Staatsrechts-Politik eine die menschliche Kräfte so weit übersteigende Fähigkeit ganz unsinnig hier beigelegt, und von ihnen will gefodert werden, die Beurtheilung des Inhalts aller Bücher, samt denen vorgeschlagenen daraus fliessen sollenden Emolumenten denen mit dem prophetischen Geist der Allwissenheit und aller Sprachen geplagten Reliquianern gänzlich überlassen sollen.

Da diese leztere, durch die in eigenem Verlag herausgegebene Schriften, den Buchhandel allbereits selbsten getrieben, die Känntniß davon erlangt, und Nutzen darinnen ge-

sucht haben, auch noch suchen, so kan Ihnen diese Uebertragung auch nicht unangenehm seyn. Könten die verschiedene sehr kühne und gefährliche von ihnen ausgeheckte Schriften, über den bereits davor empfangenen grossen Lohn von ihren Verlegern, nicht noch einige Emolumenten nach sich ziehen?

S. 37. Die Herumträger verführerischer Schriften in den Bädern sollen vorhero gebrandmarkt, und dann auf die Galeeren geschicket werden. Gott behüte! was ist das für ein christlicher Draco? Ehender riethe ich, die Verkäufer der Chocolade zu brandmarken, als ohne welche solche verführerische Bücher (denn um die polemische Theologie bekümmert man sich in den Bädern nicht) schlecht operiren würden.

Auto du fe! werden die barmherzigen Kunstrichter ausrufen; nein! sondern Auto da fee! Die Vergleichung des Giftmischens mit einem, zumal Nothdiebe, hat hier gar

keinen Verstand, man müste denn die Verbrechen überhaupt nur in zweyerley Arten eintheilen wollen: die Giftmischerey; der Diebstahl.

„Doch fast entfällt mir die Feder.„ Dieses ist ein affectirter Eifer, welcher der Mantel der gröbsten Unwissenheit seyn soll. Nach einem blosen Geschwäze, wo nur Worte zusammen gesezet werden, sie mögen bedeuten, was sie wollen, folget eine Anmerkung, die allen Aberglauben, der jemals in der Welt gewesen, an Dummheit übertrift. Kaufleute von verdächtigen Orten läßt man die Quarantaine halten; aber Philosophen nicht, weil eben deswegen, weil sie Philosophen sind, und nicht aus Vorurtheilen handeln, wie die Religuianer, niemand von ihnen angestecket werden kan. Philosophie stecket so wenig an, wie die Sonne an sich und gewöhnlich; aber das Vorurtheil, der Aberglaube hagelt, donnert, blizt und entzündet.

„ Wer sind die, so die Schriften prü„ fen und ihren innern Gehalt — „ Hier hat der Reliquienschreiber Recht. Nur der Pöbel würde ihn gelesen haben, und sonst niemand, wenn man nicht durch gelehrte Zeitungen, und folglich auch durch Recensenten angeführet worden wäre, die seine Schriften nicht nach inneren Gehalte geprüfet haben, vielleicht aber noch prüfen, und daß sie Anfangs auf Treu und Glauben gehandelt, sich aber zulezt betrogen gesehen haben, gestehen werden.

Ein heidnisch gewordenes Christenthum? Middelton redet von einem christlich gewordenen Heidenthume. Doch diese Anmerkung geht den Verfasser des Textes nichts an.

Der Christ.

Die Ueberschrift solte besser lauten: Der Heuchler. Der Verfasser übersezt hier einen, oder mehrere teutsche Dichter in teut-

sche Prose. Ein jeder Mensch schicket Myriaden Gedanken in die Ewigkeit voraus. Die seeligen Gedanken des Christen, d. i. seine gestorbene Gedanken, mögen denn dem Uebersezer eigen bleiben. Nach Verschiedenheit des Standes werden es wohl Hoch- und Wohlseelige Gedanken seyn.

Aber wie hat es Wolf versehen, daß er nur vom Thun und Lassen der Menschen vernünftige Gedanken geschrieben, und nicht vom Thun und Lassen der Fälle? Diese neue Wissenschaft war also den Reliquianern vorbehalten.

Alles übrige ist ein schwärmerisches Geschwäze, wobey sich kein vernünftiger Mensch aufhalten kan. Er unterscheidet z. B. S. 44. Verstand und Seele. Dem Verstand läßt er ein Feuer; aber dieses Feuer soll ohne Jesus-Funken nichts seyn. Behalte er seine Funken; ich bleibe bey meinem Feuer.

S. 45. thut Septimus einen schweren Fall, und die Welt erstaunt über das Unerwartete dieser Handlung. Die Welt bedeutet freylich mehr, als ich; aber für mein Individuum hätte ich seinen Fall mehr für eine Passion, als Action angesehen. Ein Fall ist ja keine Handlung, und was interessirt diese Anecdote das Publicum? Welche Moral soll man daraus lernen? Ist das Beispiel etwa besonders treffend? Besonders rührend? Wohl; aber alsdenn müste entweder ganz Teutschland schon wissen, wer der Septimus sey, oder der H. Verfasser müste die ganze Geschichte bekannt machen, oder wenigstens besondere merkwürdige Umstände anführen, durch welche sich ein göttliches Gerichte kenntbar machte. Was ist also dieses für eine Reliquie? Ein in Rom ausgegrabener Knochen, von dem man nicht weiß, ob er einem Verfolger der Christen, oder einem christlichen Martyrer zugehöre.

* *
*

Der christliche Staats-mann.

Kein Wort von allem dem, was die Ueberschrift verspricht, findet man in diesen Blättern. Ein Besizer eines Staatsamtes; einer, welcher sich mit Staatssachen beschäftigt, kan ein Christ seyn; aber der Besizer eines Murmelthieres, oder wer sich damit beschäftigt, auch. Kan man aber daher sogleich einen christlichen Staatsmann; einen christlichen Savoyarden abstrahiren? Der wahre Staatsmann kan ein wahrer Staatsmann seyn, er sey Heide, Jude, Mahometaner oder Christ. Die christliche Religion hat in der wahren Staatskunst so wenig geändert, als in der Logik; auf die Logik muß sich aber zulezt alles reduciren lassen. Ein anders ist die Staatskunst, ein anders wäre, wenn man ein verglichenes Völkerrecht unterstellte, wo die sich vergleichenden Völker eine Rükficht auf eine gemeinsame Religion genommen hätten. Wahr und nur zu wahr ist es auch, daß manche Staatsleute ganz anders

handeln würden, wenn sie wahre Christen wären; aber dasselbe kan man auch von ihnen sagen, wenn sie, ohne Christen zu seyn, nur wahre Staatsleute wären. Allerwenigstens hatte man erwartet, daß der Verfasser von der Uebereinkunft des Christenthums mit der wahren Staatskunst nur etwas nicht ganz triviales gesagt; nur einige, aber starke, Pinselstriche uns gegönnet hätte. Aber das wahre Christenthum, und die wahre Staatskunst können und sollen völlig mit einander übereinstimmen: folget daraus, daß sie einerley principium fiendi; nur einerley nächstes principium cognoscendi haben? Ist der wahre Staatsmann also nothwendig ein Christ? Kan ohne Christ zu seyn, niemand einen Anspruch auf die wahre Staatskunst machen? Nun will ich noch einige besondere Anmerkungen machen.

S. 47. Das Wort: ehrlich, und das Concretum: ehrlicher Mann, hat mehr als einen Sinn. Der Verfasser verräthet seine Unwissenheit, wo nicht gar heim-

liche Absicht, tausenden ehrlicher Leute zu schaden, hier wieder unter unbestimmten Redensarten. Solche wunderliche Heilige, wie die Reliquianer, mögen wohl einer jeden Versuchung unterliegen, und hernach in Vergiessung heiliger Crocodilsthränen die Ersezung des verlohrnen guten Namens suchen; aber der erhabene Deist, nur bedauernswürdig, daß er den kleinen Schritt nicht gethan, der ihn in das Gebiete des wahren Christenthums geführet haben würde, kan der redlichste und tugendhafteste Mann seyn. Den grössesten Versuchungen unterliegt er seltener, als die nicht wahren, sondern abergläubischen Christen; von einem gewissen Zeitpuncte an, da sein Verstand zur Reife gelanget, sein Herz sich gebildet hat, niemals. Was von blos körperlichen Schwachheiten herrühret; Diese Ausnahme macht sich von selbst. Auf dem Throne der natürlichen Hoheit seiner Seele; mitten auf dem Blutgerüste, triumphiret seine unüberwundene Standhaftigkeit.

Aber zurük zum Verfasser — Der Adler ergözt sich an der nahen Sonne, und sucht sein Futter auf der Erde; Aber, o Himmel, welch ein Futter! Wie kommen hier Christ, Gebät, Kraft Gottes, Thetis und Lethe zusammen? Wie ein Marienbild und eine Venus; ein Bachus und ein Nepomuc.

S. 48. kommen die seichtesten und trivialesten Gedanken von der Vorsehung vor. Nicht aus allem muß man eine Vorsehung machen; dieses heilige Wort nicht so entweihen; noch anders, als höchstens auf der Canzel, von einer gnädigen Vorsehung reden. Ein Beispiel soll es erläutern. Claron stehet an seinem Fenster. Es klopfet an seiner Thüre, und ein in langen Jahren nicht gesehener Freund tritt plözlich herein. Claron springt ihm entgegen in dem Augenblicke, als ein Schuß fällt, der ihn, noch am Fenster, getödtet haben würde. O Vorsehung! der Freund war geschicket worden,

Clarons

Clarons Leben zu retten; nein: beyde eilen nach der Treppe, Claron stürzt herunter, und bricht den Hals. Läugne ich also die Vorsehung? Da sey Gott für! Aber bestimmte Begriffe von derselben, und unbestimmte sind eben so unterschieden, wie eine richtig gehende Uhr von einer unrichtigen. Grobe Begriffe von derselben, und feine, unterscheiden sich wieder also, wie die Seide einer Raupe von der Seide eines Seidenwurms.

S. 49. Ein allgemeines Verderben, worunter auch die Wissenschaften liegen? Welch ein ungeheurer Gedanke? Versteht ein Christ etwa die Mathematik besser, als Euclides? Soll man die Logik etwa auch taufen, um sie von der Erbsünde zu reinigen? Zuletzt kommen noch Reliquien von Leim- und Porcellan-Erde vor, wobey ich mich nicht aufhalte.

S. 50. Der Verfasser sucht sich bey aller Gelegenheit zu entschuldigen, daß das

Christenthum seiner seeligen Lippen mit seinen Handlungen nicht übereinstimme. Die Zerstreuung soll schuld daran seyn. Aber womit tröstet sich unser Verfasser, dieser fromme Christ? Ein Fürst und Doctor Luther spassen mit einander; das heilige Unser Vater soll den Spaß vollständig machen. Diese Sottise des Luthers ist der Trost der Reliquienschreiber.

Diener = Treue.

Ein treuer Diener ist so wenig eine nothwendige Stüze des Staates, als ein untreuer die nothwendige Ursache seines Sturzes. Bey der grössesten Verwirrung, wo Untreue, Verrath, Diebstahl und alles unter einander laufet, schüzet sich ein Staat nichts desto minder oft noch lange durch seine Grund=Verfassung, durch seine Grösse, durch übereinstimmige Conjuncturen. Was will hier mit der Feuertrommel erläutert werden? Nichts, als wenn dagegen gesezt worden wäre: Einen Dreschflegel darf jeder ungestraft anrühren; aber keinen Zepter.

S. 52. kommen lauter falsche Gedanken vor, wobey der Verfasser allemal Nebenabsichten hat. Man schwöret, Schaden warnen zu wollen am rechten Orte; nicht aber, andern in ihr Departement eingreiffen, oder ein Vormund seines Herrn seyn zu wollen, und dieses wird mit Recht übel genommen. Die Umstände müssen hier entscheiden, et duo cum faciunt idem, non est idem. Ein Diener schwöret freilich auch der Nachkommenschaft des Herrn, die ohne den treuen Diener oft nicht existiren würde; aber warum ziehet der Verfasser die wichtigen Folgen nicht daraus, die er einzusehen pralet? Weil er sich selbst verurtheilen würde.

S. 53. Unverantwortlich handelt hier der Verfasser, da er durch unbestimmte Begriffe so Geist- als Weltliche, die es treu mit dem Herrn und Lande meinen, blos zu stellen sucht. Die Begünstigung der Betteley ist eine Begünstigung unzähliger Unordnungen, und die Barmherzigkeit wird sich allemal

zu erst bey denjenigen beweisen, die sich der Fleisches-Verbrechen und Entheiligung der Festtage schuldig machen. Hier muß der Mittelweg gegangen, und alles genau bestimmet werden. Soll es der Herr bestimmen; so braucht man das Wunder nicht, das man von einer Reliquie insgemein erwartet; der Verfasser hätte also hier Begriffe bestimmen sollen, an welchen so viel gelegen ist; an welchen Geist- und Weltlichen, selbst Deisten, ja selbst Atheisten, die in menschlicher Gesellschaft leben wollen, gelegen ist. Andere haben sie bestimmt.

Daß ein Verschwender oft nüzlicher sey, als ein Finanzmann, ist, in seiner Unbestimmtheit genommen, ein mehr als unvernünftiger Gedanke. Ein anders wäre, wenn der Verfasser von jenem Verschwender, und diesem Financier geredet hätte. (Cäsar bekannte von sich) Cäsar hat von sich nichts bekannt; es war blos ein Staatsscherz (un bon mot politique), wenn er lieber der erste in einem Dorfe, als der zweyte in Rom

seyn wolte. In andern Umständen würde Cäsar lieber der geringste in Rom, als König der Gallier gewesen seyn. Wie soll man diese Reliquie nennen? Es sind die Ohren des Esels, worauf der von Häuchlern profanirte Heiland geritten.

S. 54. „Man muß einem Herrn als „einmal auch was abschlagen können.„ Wer nicht Gnaden austheilen kan, darf auch nichts abschlagen; wohl aber verweigern, was wider sein Gewissen ist; wohl aber sich wegen dessen entschuldigen, was ihm zu viel zugemutet wird.

Beym übrigen Geschwäze, wo allemal boshaft auf etwas gezielet wird, welches nur Privat-Interessen, und nicht das Publicum betrift, halte ich mich nur so weit noch auf, daß, was Sully als ein Freund gethan, deswegen einem Feldmarschall von S . . . . T . . . . oder Z . . noch nicht angienge. Die Anecdote ist auch wohl falsch,

oder sind Umstände dabey, die boshaft verschwiegen werden.

S. 60. „Vor einen Herrn sich verbürgen, und sich und die Seinigen darüber unglüklich machen, ist nicht Treue, sondern „Narrheit „ — Narrheit ist es, so unbestimmt zu reden. Der Herr will den Staat retten; seine Unterthanen glüklich machen. Sein Vorfahrer hat ihm den Credit geschwächet; er kan nichts dafür, und will Credit halten, und ehrlich wieder zahlen. Ein Patriot findet sich, und will sich mit Vergnügen aufopfern; er will sich und die Seinigen auf allen Fall unglüklich machen, damit das gemeine Wesen früh oder spat auf den Gipfel einer Wohlfahrt gelange, wozu sonst keine Hofnung seyn würde. Dieser Patriot soll ein Narr seyn? Ja, in Augen derer, die übergebene Promemorien, Creissachen betreffend, in die Altonaer Zeitung einrüken lassen, worinnen es heißt: der wahre Patriotismus fienge von sich selbst an. Das andere ist ein verwirrtes Geschwäze. Offenbar

kan ein Herr auf sein Gewissen nehmen, was ein Diener freylich nicht anders, als unter der Bedingung, daß es der Herr auf sein Gewissen nehme, thun kan. Kein Soldat könte sonst einen todt schiessen, ohne von der Rechtmässigkeit des Krieges erst überzeugt zu seyn. Was von Treue und Eigensinn gesagt werden will, gehöret zur schlechten Apologie des Verfassers. Aber das ist ein unvernünftiger Saz, daß ein Herr schuld daran seyn könne, daß man nicht mit ganzer Treue diene. Der Herr sey wie er wolle, und wäre es ein Nero: die Treue muß ganz bleiben, d. i. man muß die Pflichten, die man einem Herrn, als Herrn, schuldig ist, ganz erfüllen, und darinnen nicht nachlaßen. Kommen unhintertreibliche Hindernisse: so gehören solche hieher nicht, wo die Rede von freywilliger Erfüllung oder Unterlassung schuldiger Pflichten ist.

„ Ein jeder thue in seinem Amt, so viel „ er kan; mehr wird von ihm nie gefordert

werden „ — dieses stehet schon in der Haus-
tafel:

Ein jeder lern sein Lection,
So wird es gut im Hauße stohn.

Ehrgeiz.

In diesen Blättern finde ich kein vernünftiges Wort, nehmlich in Rükſicht auf das, was etwas besonderes heissen soll, es müßte denn die Anecdote von des Verfassers eignen Subaltern-Diensten seyn.

Der ehrliche Mann.

Hier kommen Lästerungen gegen die Herrn vor, die den Reliquianern zur Gewohnheit geworden sind. Impertinent und zu ehrlich seyn, ist meistens synonimisch. (Welch unschäzbare Genugthuung) Hier kommt wieder eine Anecdote vor. Dumm ist derjenige, der auf ein Hof-Compliment so viel bauet.

Es hiesse S. 47. es sey keine Versuchung, deren ein sogenannter ehrlicher Mann nicht unterliege. Das Gegentheil eines ehrlichen Mannes kan doch hierunter nicht verstanden worden seyn, sonst wäre etwas abgeschmacktes und nicht mehr als dieses gesagt worden: kein Kleinod sey zu kostbar für einen Cartousche zum Stehlen. Hier aber S. 67. wird behauptet, es sey nicht genug, dreyssig, vierzig, funfzig Jahre ein ehrlicher Mann gewesen zu seyn; man müsse es unter allen Umständen, zu aller Zeit bis an sein Ende seyn. Der Aufschluß ist dieser: wenn der Verfasser von sich redet, soll ihm zu statten kommen, daß der Gerechte des Tages siebenmal falle; will er aber andere verläumden: so soll auch eine funfzigjährige Reputation ihnen nichts helfen.

Enthusiasmus.

Ein anders ist ein unbesonnener, mit flüchtigem wilden Feuer handelnder Mensch, ein

anders wieder ein aufgeblasener Thor, der da lehren will, wo er Schüler sein sölte; der, wo Systeme nicht, oder kaum, hinreichen, aus Collectaneen alles reformiren will; ein anders ein Enthusiast, wie Mahomet, und wieder ein anders ein Begeisterter; ein anders, ein Schwärmer.

Die Frey-Staaten.

Dieses Jahr wäre der Heeringsfang fast mislungen.

Die Geduld.

Lauter gemeine, auch theils falsche Gedanken, alles unbestimmet. Das Compliment, welches S. 74. den Niederländern gemacht wird, war wohl einer goldenen Kette wehrt. Zum Ostindischen Handel hätte auch die unüberwindlich ausharrende Standhaftigkeit in jährlicher Wiederholung des Heringsfanges hinzugefüget werden können.

Zur Geduld verwiesen, ist ein gewöhnliches Curiale, an dessen statt es auch heisset: Registretur. In Spanien heißt es, wenn der König selbst spricht: Vederemo, und dieses läßt die Sache im Zweifel. Man wird doch höflich abschlagen dürfen? Alles übrige ist so unbestimmt, und so alltagsmässig, daß — doch Geduld.

Der Geist des Jahrhunderts.

Nichts selbst gedacht, ein jedes Wort könte man bezweifeln, und der Verfasser nichts mit Bestande einwenden. Ein Beweis, daß er nicht selbst gedacht habe. Es ist ein Auszug, Gott weiß! aus welchen periodischen Schriften, oder gelehrten Zeitungen. Nur eines zum Beweiße. Der menschliche Thierstand wird von keinen Moralisten geläugnet; wir sind Thiere, und Schmauß nebst Rousseau und andere hätten Recht, wenn uns die Perfectibilität nicht von

den Thieren unterschiede. Meine eigene Gedanken will ich an diesem Orte nicht sagen; hätte aber der Verfasser die Sache verstanden, so hätte er in einem andern Zusammenhange geredet.

Was von der Leichtsinnigkeit und Leichtfertigkeit des Geistes unsers Jahrhunderts gesagt wird: wer wolte da nicht lieber die rührenden Klagen eines dü Pin lesen! On voit tous les jours une foule de petits livres françois, qui paroissent en public, et l'on ne voit presque point imprimer d'Ouvrage ancien, soit grec, soit latin — C'est á la bizarrerie des hommes de ce Siécle, qu'il faut s'en prendre. On a perdu le goût de l'Antiquité; il n'y a plus que la nouveauté qui plaise. La vraie et solide érudition n'est plus du tems; on se contente de savoir les choses superficiellement. On ne fait plus d'études solides; on aprend l'Antiquité dans les Nouveaux, et il est rare qu'on remonte jusqu'à la source. C'est un malheur tres deplorable pour la République de lettres, et

il est bien á craindre, que cette étude superficielle nous jette dans un état pire que l'ignorance et la barbarie des siécles précédens. Welche Menge seltsamer Titel haben wir nicht erlebet, denen der Inhalt fast im nichts entsprechend ist?

Der Herr und der Diener — für das Theater, wo Harlequin den Vorsiz hat, schicket sich solcher Text, Titel und die ganze Ausführung. **Beherzigungen** — Ich erwarte noch **Beahndungen, Bezweiflungen, Bestättigungen, Beleuchtungen, Beweinungen, Beseufzungen, Bejammerungen,** und **Lammsthränen** eines **christlichen Staatsmanns. Ein Nationalgeist jeztlebender Teutschen** ohne **Rüksicht auf ihre Vorfahren, in** *locis communibus Juris publici* **und Zeitungs Abstractionen bestehend. Reliquien** — Die nächste Messe liefert uns vielleicht **Exuvien, Quisquilien;** moralisch und politische **Conchilien.**

Geist einer Nation.

Prophezeihungen des Unterganges der Preussischen Macht! Gehorsam, der Geist der Teutschen? O, Tacitus, wie hast du uns betrogen! doch jezt — Was waren die Schweizer unter den Landvögten? die Engelländer unter **Wilhelm Conquestor**? Unterm **Cromwell**? In Engelland Freyheit? — Nach der Verfassung; aber, nach dem Geiste der Nation, nicht mehr als in Spanien.

Der Aufruhr in Madrid hat es bewiesen. In Holland die **Handlung**? die Engelländer haben etwa keinen Geist zur Handlung? Die Franzosen vermutlich auch nicht? Warum hiesse es aber S. 74. „Das größte „Beyspiel der politischen Geduld **in der** „**ganzen Europäischen** Geschichte sey „die **unüberwindlich** ausharrende Stand„haftigkeit der Niederländer **in Verthei**„**digung ihrer Freiheit**? „ In Frankreich die **Ehre des Königs** — Nein; die

Ehre der Nation, welche zugleich die Ehre des Königs ist, und das Commerz zu Unterhaltung des Luxus.

In Dänemark die Liebe der Unterthanen — Wie lächerlich? Diese **kan** überall seyn, ohne der Nationalgeist zu seyn. Lieben die Franzosen nicht auch ihre Könige? — In Schweden Patriotismus, versezt mit Cabalen — In Dänemark ist also kein Patriotismus? In Dänemark wußte man wohl niemals etwas von Cabalen? In Engelland giebts wohl kein Patriotismus? keine Cabalen? Wäre dem Verfasser eingefallen: **Profanirung der Königswürde**, versezt mit Filz — er hätte es auch hingeschrieben.

In **Pohlen** Freyheit der Stimmen — ja; aber in Russischer Sprache abzulegen. In der Schweiz Liebe zur Ruhe — warum nicht zu Butter und Käse? In Rußland Furcht und Zwang — warum nicht lieber Knute und Siberisches Elend. Was ist der Geist dieser Reliquie? **Phrases** aus einer Staatsblumenlese, versezt mit irrigen Begriffen.

Von Geschäften.

Es ist alles zu unbestimmt, und meistens trivial, und unrichtig. Wie pöbelhaft wird eine, jedem Bauer bekannte, Sache ausgedrüket, wenn es S. 84. heißt: „das Wasser trüb machen, damit man darin fischen „könne, ist nicht die Arbeit eines ehrlichen „Manns.“ Die besondere Gattung Lissabonischer Erdbeben ist mir nicht bekannt.

S. 85. Warten ist so wenig Arbeit, als Eilen. Oft ist eine Sache ganz simpel — Ja, so war alles, was der Verfasser hat sagen wollen, bis er es gesagt hat. Jetzt wird niemand mehr klug daraus, wer sich zumal durch seine schriftstellerische Zeitungs-Reputation irre machen läßt.

Militarische Gesandten — Wie artig? Militarpersonen als Gesandten; ja: aber auch Staatsgrammaticker; Lamms Sänger.

S. 89.

S. 89. „Die Originale-Denker sind „meistens die unbrauchbarsten und beschwer„lichsten Leute in Dingen des menschlichen „Lebens — „ Ja, wenn sie Küchenrechnungen übersehen; Neujahrsschreiben ins Reine bringen; Creissachen um die Gebühr besorgen, oder für die Buchgasse um Lohn arbeiten sollen.

Der grosse Mann.

S. 96. Ein grosser Geist äussert und entdeckt sich oft in mißlungenen Projeckten und Handlungen, nicht weniger als in gerathenen Meisterstüken. Es wird oft eben so viel Stärke des Geistes, eben so viel Nachdenken und tiefe Einsichten, eben so viel Erfahrung, zu einer mißlungenen, als zu einer glüklich ausgeführten Handlung vorausgesezt. Der Herzog von Br . . . ., nach der ihm gelungenen Schlacht bey B . . . ., beurtheilt, schien manchem ein grosser Geist, ein grosser Feldherr, und

des Marschalls Stabs würdig, den er auch wohl verdient hat. Hätte man aber den vom Herzog F . . . entworfenen, aber fehlgeschlagenen Plan, um ihn dagegen zu halten, gehabt, so würde man, vielleicht, ihn und nicht den Ueberwinder für den grösten Geist, den besten Generalen, gehalten haben. Der geringste Umstand kan oft das best-concipirte Project, die bestgenommene Maasreguln vereiteln, und oft trägt alles bey, die Erfüllung eines Plans zu beförderen, der in der That nicht so klug ausgesonnen war, keinen so schöpferischen, so weitaussehenden, so gesezten und starken Geist characterisirt, als der andere.

Es hat also der Herr Verfasser unrecht, so unbedingt und uneingeschränkt zu sagen; **einen grossen Geist müsse man nach seinen Meisterstüken, und nicht nach dem wardiren, was ihm mißlungen ist.** Der Verfasser hat vermuthlich sagen wollen, das Mißlungene solte so wenig das Gemälde verderben, als der Mahler sich daran zu kehren hat, wann das vor ihm sizende Original,

von ungefehr niesset; aber wer giebt diesem Verfasser die Rechte solcher Dunkelheit?

S. 98. **Wir haben jezt hundert** *Erasmos* **ohne Bild-Säulen** 2c. Wenn dadurch gesagt werden will, wie es scheinet, Erasmus hätte in der That die Bildsäule nicht verdient, die der Magistrat zu Rotterdam ihm zu Ehren aufgerichtet; er wäre ein Mann von dem Schlag, wie es heute hundert giebt, welchen man dieselbige Ehre deswegen nicht wiederfahren läßt, weilen sie nicht so früh gekommen sind, als er; so behauptet der Herr Reliquienmacher einen Satz, der Unwissenheit und Schwäche im urtheilen in gleichem Maasse an den Tag legt. So redet man nicht, wenn man weiß, wann Erasmus gelebet hat, wenn man seine noch heut zu Tage zu bewundernde, in seinen vielen Schriften geäusserte profan und geistliche Gelehrsamkeit, die Tiefe seiner Einsichten, die Erhabenheit seines Geistes, die Delicatesse seines Genie, seine sich nach der Verschiedenheit der Vor-

würfe allezeit genau richtende Schreibart, wenn man, sage ich, dieses alles, kennet, urtheilt man gewiß nicht so. Erasmus wäre allem Vermuthen nach, so er heute noch lebte, der grose Erasmus, und verdiente eine Ehrensäule, um so viel mehr, als es mit der gütigen Erlaubniß des Herrn Verfassers, zu unseren Zeiten weniger als jemals hundert Erasmus giebt; daß die sehr wenige, die ihm können verglichen werden, vermuthlich nicht seyn würden, was sie sind, wenn kein Rotterdamischer Erasmus jemals gelebt hätte, und daß keiner in der jeztlebenden gelehrten Republick die Verdienste hat, die dieser unsterbliche Mann besizt und ewig behaupten wird. „ Je sçai, „ sagt der berühmte Le Clerc von ihm, qu'il „ y a de certaines gens, qui parlent avec „ quelque sorte de méprix d'Erasme, parce que „ c'étoit un genie infiniment au dessus d'eux „ . . . On ne peut pas douter, qu'il n'ait in- „ finiment contribué à éclairer son Siécle, et „ à préparer les hommes à recevoir une lu- „ mière, dont il n'avoit vû lui même que l'au- „ rore. „ Bibl. Chois. Tom, V. Wo sind

heut zu Tage hundert wahre Gelehrte, wie er, und von denen man eben das sagen kan, die folglich so viele Verdienste, und so gerechte Ansprüche an eine Ehrensäule haben als er? Nicht einen einzigen Mann haben wir, der einem Erasmus gleichet, wohl aber sehr wenige, die ihn, nach unsers Jahrhunderts Geiste, in so weit ersezen. Wahr ist es, daß man keine Reliquien von ihm hat; doch ich irre mich. Es findet sich unter den, von ihm seinem Freund Amerbach vermachten Effecten, die in der Baselischen Bibliotheck sorgfältig verwahret werden, sein Ring, sein Petschaft, sein Messer 2c. Sind das nicht wahre Reliquien? Die geringste davon ist mir schäzbarer, als alle die, mit welcher uns hier der Vater seltsamer Reliquien beschenkt hat.

S. 99. Diese Anmerkung enthält gar nichts. Man weiß, und es ist tausendmahl schon gesagt worden, daß auch der gröste Mann nicht lauter grosse Dinge thun kan. Er zieht sich aus und an, wie andere ehrliche

Leute auch. Dieses aber hätte man hinzusetzen sollen: Daß der grose Mann sich auch in den kleinsten und gewöhnlichsten Geschäften nach seiner wahren Gestalt blicken läßt. Die auch gemeine Dinge, die **Leibnitz** geschrieben, und soltens mißlungene Gedichte seyn, führen das Gepräge seines grossen Geistes, und **Newton**, der nie **Münzschreiber**, aber wohl **Münzbewahrer** und hernach **Münzmeister** war, hat in dieser Qualität dem Staate Dienste geleistet, die ein Mann von mittelmäßigen Fähigkeiten, in eben dieser Stelle nicht würde haben leisten können.

ibid. **Welche Schmerzen des Geistes sezt manch einiger Gedanke eines Pascal, eines Montesquieu voraus.** Diese Redensart bezeichnet sehr schlecht einen grosen, einen erhabenen Geist, wie dieser Männer ihrer war. Die Seele eines **Pascals**, da sie ihre schönsten, ihre erhabensten, neuesten und richtigsten Gedanken hervorbrachte, empfand weder **Wehen** noch **Geburtsschmerzen.**

Das ist denen kleinen Geistern eigen, von denen man sagen kan: parturiunt montes et natus est ridiculus mus. Eine Reliquie.

S. 100. **Wie ehrwürdig ist ein grosser Mann im Unglük! Er gleicht rc. man nimmt einen Umweg um sie herum, um sie auch nach ihrem Fall nicht zu beschädigen.** Das thun freylich vernünftige, ehrliche, christliche Leute, die von Neid, Eifersucht und Bosheit frey sind, und das wahre Verdienst auch in ihren Feinden eben so verehren, als sie es zu schätzen wissen, Gewöhnlich geschieht es aber nicht. Andere fahren wohl über die umgeworfene Säule gerade hinaus, um sie, wenn es möglich wäre, vollends zu verbrechen; und wenn ihnen diese Bosheit mißlingt, so bespritzen sie solche wenigstens mit Koth. — Es hätte mithin diese Reliquie bestimmter und wahrer gelautet, wenn sie so wäre ausgedrükt worden: **Wie ehrwürdig soll ein groser Mann im Unglük seyn! Er ist in den Augen**

der Tugend einer prächtigen Bildsäule gleich, die in eine gangbare Strasse eingestürzt ist: wahre Kenner betrachten sie noch mit einem Gefühl von Ehrfurcht, und nehmen einen Umweg, um sie, auch nach ihrem Fall nicht zu beschädigen.

S. 102. Seelen, die schon bey der Bildung und Bau ihres Geistes ꝛc. Feine und neue metaphysische Begriffe und Abstractionen! Eine Seele von ihrem geistigen Wesen unterschieden! Der Bau eines immateriellen Dinges! Eine Seele, die einen Geist hat! Im metaphorischen Verstande ist es auch unrichtig geredet: Alle Seelen haben höhere und niedere Kräften. Besser würde sich der Herr Verfasser ausgedrükt haben, wenn er gesagt hätte: Es gibt Seelen, die Gott von dem ersten Augenblicke ihres Daseyns, mit vorzüglichen Kräften ausrüstet. Wer so redete, sagte zwar etwas sehr bekanntes und sehr gemeines, allein zugleich philosophisch wahres. Aber so gehts in der Welt, wann man nichts als bekanntes, oder

gar triviales zu sagen hat, so will man es doch prächtig einkleiden. Man mögte gern für einen Philosophen angesehen seyn, und glaubt, eine hochtrabende Redensart sey der Ton der Weltweisheit. Man bedient sich Worte, mit denen man keine Begriffe verbindet, und sagt entweder nichts, oder das Gegentheil dessen, was man hat sagen wollen. Ich wollte also den Herrn Verfasser bitten, sich mit seiner Pnevmatologie und der Metaphysik überhaupt bekannter zu machen, ehe er von dem innern Gehalt der Seelen, von ihren Verhältnissen unter einander, von der Entwikelung ihrer Fähigkeiten, zu schreiben sich unterfängt.

S. 103. **Wie viele Myriadische ungebohrne Gedanken gehen voran** rc. Das sind wieder ampullae et sesquipedalia verba, Ungebohrne Gedanken. Hat man sein lebtag eine solche Redensart gehört! Ungebohrne Gedanken, sind Gedanken, die noch nicht entstanden sind, die folglich keine Würklichkeit

erhalten haben. Sie sind in Ansehung des Menschen, in dessen Gehirn sie noch nicht rege worden, ein pures Nichts. Und wie kan, was noch nicht ist, **voran gehen.** Es gibt wohl unreiffe, unzeitige Gedanken, Mißgeburten von Gedanken, aber keine ungebohrne Gedanken und vielweniger Fragmenten von Gedanken. Wenn der Herr Verfasser von unreiffen Gedanken redet, so kan, was er sagen will, wahr seyn. Von unzeitigen Gedanken, die er myriadenweis voran geschickt, mag ihm wohl bewußt seyn. Ob er aber im Gefolge dieser ungebohrnen Anführer, den **Rubikon** jemals erreichet, ist eine grosse Frage? Oder ist er bis an den Fluß gekommen, so muß er ertrunken seyn, ehe er das rechte Ufer hat betreten können. — Noch ein Wort vom Rubikon. Er ist hier pedantisch angebracht. Es giebt eine unzeitige Gelehrsamkeit, wie es unzeitige Gedanken giebt.

S. 106. **Ein jedes Genie kan dem Römer nachsagen: Gebt mir so viel Gebiet, als meine Kuhhaut bedecken kan.**

Ob dieses jemals ein Römer gesagt habe, und was für ein Römer es gewesen, weiß ich nicht. Das weiß ich aber wohl, und dem gelehrten Herrn Verfasser, muß es noch aus den niederen Schulen bekannt seyn, daß dieses von einer Phönizierin, lang ehe an Rom und die Römer ist gedacht worden, gesagt worden seye. Denn wer weiß die von den Griechen ersonnene Fabel von der Dido, und ihrer Kühhaut nicht? Diese bauete das Theil von Carthago, welches auf Phönizisch oder Hebräisch Bosra hieß. Die Griechen, die an statt Bosra, welches eine Vestung bedeutet, Byrsa schrieben, welches auf Griechisch eine Ochsen- oder Kühhaut heisset, und von dieser Benennung keinen Grund anzuführen wusten, ersonnen eine Geschichte, die diesen Namen sollte veranlasset haben. Sie gaben vor, Dido hätte von denen dortigen Einwohnern so viel Land gekauft als eine Ochsenhaut bedecken würde, welche sie ganz in Riemen hätte verschneiden lassen, die einen solchen Strich Landes einfassete, daß sie füglich darauf eine Citadelle hätte anlegen können, welcher daher der Na-

me Byrsa wäre beygelegt worden. Vielleicht hat der Hr. Verfasser den Vossius de Idol. gent. bey der Hand, des Bocharts Canaan: Lib. 1. c. 24. oder in deren Ermangelung des Abts Banier Explication des Fables, die man leichter verstehet, als Lateinische mit Hebräisch und Griechisch ausgeschmükten Bücher.

S. 112. **Um blosen Undanks willen muß ein Christ nie aus einem Dienst treten, worinn er dem Herrn und Land noch nützlich seyn kan** **ꝛc.** Der Herr Verfasser hat vollkommen recht. Nur unruhige, eigennützige, trotzige Fantasten, vertreiben dergleichen Ursachen aus eines Herrn Dienst in den andern.

Wahrhaftig verdiente Männer sind standhaft, wie sie in ihren geleisteten treuen Diensten des Herrn und Landes Bestes vorzüglich, und nicht sich selbsten gesuchet haben, so opfern sie noch gern das Vergnügen, welches anerkannte Dienste verursachen, allen andern Betrachtungen auf, ganz sich überlassend dem neuen Vergnügen, dem gemeinen Wesen neue

Dienste, und sollten sie ferner unerkannt bleiben, zu leisten. Das heist Patriotismus. Was aber von einem Diener der von ... nach D. von D. nach P. von P. nach E. vom Freund zum Feind übergehet, zu halten seye, bittet man den Herrn Verfasser selbst zu entscheiden.

S. 115. **Man muß bey sich wissen, wenn es Zeit ist, aufzuhören, der Welt zu dienen** rc.

Der Herr Verfasser hat hier vergessen, daß er ein Christ sey, denn als Christ würde er sich ganz anders ausgedrukt haben. Ein Christ soll der Welt nie dienen, und alle Stunden ist es bey ihm die rechte Zeit, aufzuhören, der Welt zu dienen.

Er will also vermuthlich da diese und einige vorhergehende Reliquien die Rubrik von **Herrn-Diensten** führen, unter dem Worte: Welt, den Staat, oder den Fürsten, dem ein Rath, oder Minister dienet, verstanden ha-

ben. Und wenn soll man alsdenn aufhören? Wie soll man es wissen?

S. 116. Diese Eintheilung grosser Herrn Diener ist für Hanswursten gut, und könnte ihm als ein närrischer Einfall für einmal passiret werden. Ein gesezter Staatsmann, der schreibet, und die grosse, die gelehrte Welt belehren will, gibt sich, in ernsthaften Materien, mit dergleichen Artigkeiten nicht ab. Warum hat er nicht auch gesagt, grosser Herrn Diener könnten Gleichnißweiß wohl so eingetheilt werden: Adler, Pfauen, Perroquets, Atzeln, Mükenfänger, Schmetterlinge und bewußte Fledermäuse?

S. 118. Sollte dieser Gedanke nicht deutlicher und Grammaticalischer lauten, wenn es hiesse: Die Ungnade des H. v. B. der ein braver Soldat war und ꝛc. — ist sehr rühmlich, oder Rühmlich ist die Ungnade ꝛc. Sonst weiß man nicht, ob der Hr. v. B. oder die Ungnade ein braver Soldat war? Man möchte mir aber wohl sagen: dergleichen Anmerkungen seyen Grammaticalische

Klaubereyen und schickten sich für Gelehrte Gassen Kehrer.

S. 123. Daß die Denkungsart der Fürsten in Ansehung der Religion und ihr Betragen in Absicht des Gottesdienstes einen grossen Einfluß auf die Hofleute haben, ist allerdings wahr. Hätte aber der Herr Verfasser dieses nicht sagen können, ohne eines Hofes namentlich zu gedenken, von dem nicht eigentlich kan gesagt werden, daß die Freygeisterey alda der gute Ton sey. Von einem ganzen Hofe soll dieses niemals geglaubt werden, und wenn es auch wäre, so kommt es einer kleinen Privat-Person, die nie keinen Beruf weder gehabt, noch haben kan, nicht zu, einen König eines Christlichen Volks, (denn ohne ihn könte die Freygeisterey niemals der gute Ton seines Hofes seyn,) vor der ganzen Welt zu prostituiren, und was noch schlimmer ist, in denen Augen aller seiner Unterthanen, deren Zutrauen und Liebe man dadurch schwächet, verächtlich zu machen. Christus und seine Apostel, haben gewiß eben so sehr und aufrichtig für die Ehre Gottes und

der Religion geeiffert, als der Herr Verfasser es affectiret, und eben so wenig haben sie die Irreligion der damals lebenden Höfen und Königen gebilligt. Man lieset aber an keinem Orte, daß der Heyland denen Unterthanen des Herodes ihren König, nebst seinem Hofe, Preiß gegeben und an Pranger gestellt habe. Und wenn Paulus die Ausschweifung derer Römischen Heyden und Christen bezüchtigt, so machet er doch von dem **Nero** und seinem Hofe kein Portrait, welches er gewiß häßlich genug hätte schildern können; und wenn er es auch gethan hätte, so würde er dazu mehr Beruf gehabt haben, als der Christliche Reliquist. Man kann wohl gegen dieses, oder jenes noch lebende gekrönte Haupt, in diesem oder jenem Stük, keine innere Hochachtung haben, und bey sich selbst dessen Untugenden tadeln, auch zuweilen in vertrauten Unterredungen, wenn die Rede davon ist, mit dem ihm schuldigen Respect mißbilligen. Oeffentlich aber ohne Noth, Könige und Fürsten durch- und die Ge-

legen-

legenheiten an den Haaren herbey zu ziehen, ist ein strafbarer und mit dem Christenthum unzureimender Frevel — Was kan der Hof zu Berlin dazu, daß Berliner Journalisten gewisse Bücher unangenehm, für ihren Verfasser, recensirt haben? Giebt es ihm ein Recht, den Monarch und seinen Hof, als Unchristen, der Welt darzustellen? Gewiß ist noch am Berliner, so unchristlich abgeschilderten Hofe, viel Gedult und Nachsicht, daß dergleichen bis jezt ungeahndet geblieben. Vielleicht läßt man das Maaß voll werden, oder hält man den Verfasser und seine Reliquien für unwürdig, eine ahndende Aufmerksamkeit auf beydes zu wenden. Eine Hauptanmerkung ist hier noch zu machen. Wenn der Christliche Hofmann, in Coppenhagen, ein Religionsspötter in Berlin seyn wird: so giebt es also keine wahre Christen: denn der wahre Christ wird zu Berlin seyn, was er in Coppenhagen war. Ein Betrüger in der Gestalt eines Christen aber ist nicht nothwendig ein Hofmann, und ein Hofmann nicht nothwendig ein solcher Betrü-

ger. Wer würklich christlich denkt, wird lauter Christen an den Höfen vermuten, wo das Gegentheil nicht offenbar in die Augen fällt.

S. 125. **Ein Boot wird eher umgeworfen, als ein grosses Schiff von 80 Canonen;** Es springt aber auch die Pulver Kammer, und mit ihr das ganze Schiff, nebst seinen Canonen in die Luft. Ein Unglük, welches das Boot nicht bedrohet. **Wer auf der See des Hofs dienen will, begebe sich ohne Noth nie an einen kleinen.** Die hier angebrachte Moral hätte mit mehrerer Einschränkung und Behutsamkeit können vorgetragen, und aus einer in gewissen Fällen nur wahren, keine allgemeine Maxime gemacht werden sollen. Man urtheilt allzeit falsch, wenn man a dicto secundum quid ad dictum simpliciter schließt, und stellt sich als einen sehr schlechten Logiker dar. Es giebt Leute, die an gar keinem Hofe durchkommen werden, und giebt andere, die an einem kleinen, wie an einem grossen, ehrlich, ruhig und vergnügt leben.

Der Geist der Höfe ist fast derselbige. Sie haben alle ihre Mängel, ihre Gefährlichkeiten, ihre verborgenen Klippen, und ich wollte dem Herrn Verfasser eher Beyfall geben, wenn er dieses zur Universal-Maxime machte: **es begebe sich niemand ohne Noth auf das Meer des Hofs**, als jenes: **Wer auf der See des Hofes dienen will, begebe sich ohne Noth nie an einen kleinen.** Wenigstens soll das die Rede eines Mannes nicht seyn, der denen, in seinen grossen Augen, jezt vielleicht kleinen Höfen, alles das zu verdanken hat, was er vorzustellen gedenket. Undankbares Kind! er schlägt die Brust, die ihn gesäuget, und macht die Mutter verdächtig, die ihn erzogen hat.

S. 134. **Man lobt einen Feldherrn, einen Staatsmann, einen Gelehrten, von dessen Verdienst man nichts weiß. Um aber nicht unwissend zu seyn, lobt man ihn aus Compagnie mit. Wer lobt auf**

diese Art? Die Gecken, die Unwissenden und die Schmeichler. — Giebts aber nicht selbst unter denen, die Gelehrte seyn wollen, Leute, die dergleichen Lob kizelt, das nur auf erkaufte Zeitungs-Empfehlungen gegründet ist, und durch gute Freunde in Gesellschaft verbreitet wird?

Laudamus mendaciter, delectamur inaniter, & vani sunt qui laudantur, & mendaces qui laudant. Alii laudantur & ficti sunt; alii laudant, quod putant, et falsi sunt: alii utrorumque præconiis gloriantur et vani sunt. *August. in Epist.*

S. 135. In dieser Reliquie beweiset der Herr Verfasser, durch sein eigen Beyspiel, was er in der vorhergehenden behauptet hat: **Man lobt einen Feldherrn, von dessen Verdiensten man nichts weiß.** Um des Herzogs Marschalls von Broglio wahres Lob so zu bestimmen, wie es hier geschiehet, muß man ihn besser kennen, als ihn der Verfasser kennt; und um sagen zu können, wie stark das Corps

seyn soll, welches er wohl commandiren wird, sind zwey Stüke nothwendig vorauszusezen: daß man erstlich genau wisse, was für Eigenschaften und Tüchtigkeiten erfordert werden ein Corps von 30. oder 40000. Mann mit gutem Erfolge anzuführen: zweytens, daß man den Herrn Herzog von Broglio genau genug kenne, oder zu prüfen im Stande gewesen sey, um so entscheidend sagen zu können: 30. biß 40000. keinen Mann mehr oder weniger, wäre er vermögend gewesen mit Verstand zu commandiren. Nun das weiß der Herr Verfasser gar nicht, ist auch von ihm eben so wenig zu fodern, als daß er gut dichte und von philosophischen Dingen richtig urtheile. Er hat es nur von hören sagen; und wer weiß noch wie zuverläßig das Urtheil ist, worauf es sich gründet.

Wie ungeziemend ist es aber, so Meisterhaft zu entscheiden, wenn man eine Sache so unvollkommen verstehet? Vielleicht gienge

es im Cabinet, wenn gewisse Leute darinn wären, auch so.

S. 137. Ihr Dichter und Panegyristen, last doch jeden das seyn was er ist, und wann ihr loben wollt, so lobt ohne Vergleichung.

Es ist in dieser Reliquie ein Exempel von einer übel angestellten Vergleichung des Königs in Preussen mit dem Cäsar, und der Schluß ist, daß Lobredner, ohne einige Vergleichung überhaupt zu gebrauchen, loben sollen. Ist das vernünftig geschlossen? Kan der Schluß allgemeiner seyn, als der Vordersatz? Wird man diese Folgerung logicalisch nennen: Titius hat im Spazierenreiten den Hals gestürzet; folglich soll niemand spazieren reiten? Nein, sondern der Herr Verfasser hätte so schliessen sollen: — Dichter und Panegyristen, wenn ihr mit Vergleichungen loben wollt, stellet vernünftige schickliche Vergleichungen an. Sollte wohl, wie es S. 140. geschiehet, der seel. Probst Bengel so vollkom-

men mit dem Pascal können verglichen werden, als es der Verfasser glaubet, indem er jenen den Pascal der Protestanten nennet? Ist in ihrem Genie, in ihrer Denkungs- oder Lebensart, in der Art ihrer Beschäftigungen, in ihren Wissenschaften, in ihrem Geschmack, in ihrer Schreibart und Schriften, in ihrem Schicksaale, Leben und Tode eine so grosse Aehnlichkeit?

S. 144. **Man weiß, daß Complimente eines Hofmanns ungültige Münzen sind, doch nimmts auch oft der Weise übel, wenn er nicht damit bezahlt wird.** Und der Weise hat oft recht. Es ist genug, daß er weiß, daß diese ungültige Münz bey Hofe cursirt, daß es eine Art von Schuldigkeit geworden, damit zu bezahlen, um daß ers übel hat nehmen können, wenn man gegen ihn banquerout geworden ist. Il y a, sagt eine Französische Reliquie eines Mannes, der den Hof wohl kannte, Il y a un certain nombre de phrases toutes faites, que

l'on prend comme dans un magazin, & dont l'on ſe ſert pour ſe feliciter, les uns les autres, ſur les événemens. Bien qu'elles ſe diſent ſouvent ſans affection, et qu'elles ſoyent reçuës ſans reconnoiſſance, il n'eſt pas permis avec cela, de les omettre, parceque du moins elles ſont l'image de ce qu'il y a au monde de meilleur, qui eſt l'amitié, & que les hommes ne pouvant guerres compter les uns ſur les autres, pour la réalité, ſemblent être convenus entre eux, de ſe contenter des apparences. *La Bruyère Ch.* VIII. *de la Cour.*

S. 145. **Es gehen wenige Leute aus der Welt, die nicht noch etwas unausgemachtes hinter ſich laſſen.** Es iſt dieſes nicht genug geſagt. Alle Leute ſind ohne Ausnahme in dem Falle. Der Sohn Gottes allein hat ſterbend ſagen können; **alles iſt vollbracht.** Es iſt kein Chriſt, er ſey auch noch ſo vollkommen, der nicht unvollkommene Tugenden mit ſich ins Grab nimmt. Es iſt keiner, der nicht demüthig geſtehen muß, daß er Urſache habe zu bereuen, viel gutes

in seinem Wandel, in seinem Amte, unterlassen zu haben, das er vielleicht hätte thun können und thun sollen, daß auch selbsten seine Reue, seine Busse den höchsten Grad der Vollkommenheit nicht erreicht habe. Und wo ist der Gelehrte, der sagen kan, er lasse in seiner Erkänntniß, in seinen Entdeckungen, in seinen Vorschlägen, in seinen Schriften, nichts unausgemachtes hinter sich? Ach, ja alles was wir machen, sind **Reliquien**! Unsere **Herrn und Diener**, unsere besten **Beherzigungen**, unsere **National-Geister**, sind unausgemachte, unausgearbeitete Sachen, und werden vielleicht, ehe wir sterben, in der That **Beyträge zur Deutschen Maculatur**.

S. ead. **Moralische Insecten-Belustigungen**. Warum versaget uns der Herr Verfasser so positiv ein Buch unter diesem Titul? Weil dieser Titel natürlich, weil er vernünftig ist! Sollen denn auch die vernünftige Naturforscher, ihren Versuchen

spaßhafte und nichts bezeichnende Titul vorsezen? Ueberhaupt gestehe ich, daß ich das feine, das eigentliche dieser Reliquie nicht verstehe. Sollen es Insecten seyn, die sich moralisch belustigen, und deren Schriften unter andern Titeln gelesen werden? Ich weiß es nicht. —

Davus sum non Oedipus.

S. 146. **Wie glüklich ist ein unwissender, beynahe durch alle Stände des menschlichen Lebens!** O wie nahe stehen wir beyde, lieber Herr Reliquist, an dem Rande der Glükseeligkeit! Sie hätten, um dieser schönen Betrachtung einen Anstrich der Neuigkeit zu geben, noch hinzusezen sollen: **Denn was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.**

S. 157. **Diogenes moquiret sich über einen Alexander, der Held über den Philosophen, dieser über den Kaufmann und Künstler** rc.

Hier ist kein wahres und vernünftiges Wort. Es muß der Herr Verfasser die Geschichte von dem Besuch, welchen Alexander, als er zu Corinth war, dem Diogenes abstattete, nie, weder aufmerksam, in einem alten Geschichtschreiber gelesen, noch beyderseitige Reden des Königs und des Philosophen überdacht haben; oder er hat sie nur ausser dem Zusammenhange, in Sammlungen von bons mots, dergleichen hinter des Pepliers französischer Grammatik eine zu finden ist, gelesen. Vielweniger scheint ihm bekannt zu seyn, was verschiedene Gelehrten denen schlechten Kunstrichtern entgegen gesetzt, die, wie der Verfasser, den König sowol, als den Weltweisen, in dieser Begebenheit mißkennt haben. Alexander dachte ja nicht daran, daß er den Cynischen Philosophen auslachen wollte. Die einem grossen Geist wohl anstehende Begierde, seltne Leute von nahen kennen zu lernen, führete ihn zum Diogenes, und sobald dieser geredet hatte, gerieth der König in die gröste Verwunderung:

Sensit Alexander testâ cum vidit in illâ
Magnum habitatorem, quanto felicior hic qui
Nil cuperet, quam qui totum sibi posceret
orbem.

Juvenal. Sat. XIV. 308.

Wenn ich nicht Alexander wäre, sagte der Held zu einigen Hofleuten, die ihn wider den Philosophen aufbringen wolten, so wünschete ich, daß ich Diogenes wäre. Worte die gewiß, wenn man weiß, wer sie gesprochen hat, nichtsweniger als Verachtung und Hohn anzeigen. Eben so entfernt von Spott sind die Worte des **Cynickers**, die sie veranlaßt haben, Alexander hatte ihn gefragt: was für eine Gnade er sich von ihm ausbitten wolle? „ daß ihr mir die Sonne nicht benehmet „ antwortete der in seiner Armuth zufriedne Diogenes, als Alexander wohl sahe, daß er es selbst seyn würde, wenn er auch die Welt eroberte, die seinem Ehrgeitze noch zu klein schiene. Keinen unzeitigen Spaß merkte der Held in dieser Antwort. Er hätte ihn und

mit Recht geahndet. Mit Königen läßt sich nicht unanständig spassen.

Vielmehr machte diese Antwort ihn ernsthaft und nachdenkend. Alexander, sagt ein Commentator des funfzehenden Jahrhunderts, über die Stelle des Juvenals, die ich oben angeführt habe, Alexander facile animadvertit, quantò felicior esset Diogenes in illa paupertate, qui nihil cuperet, quàm ipse esset, qui multa appeteret, et unius mundi non contentus imperio, innumeros alios à Philosophis excogitatos affectabat. Ferunt enim eum, cum Corinthum venisset, illicque offendisset Diogenem . . . ad ipsum accessisse rogantique, ut si qua sibi praestare vellet, indicaret, nunc *quidem paululum* inquit, *velim à sole absis*; offecerat videlicet apricanti. Quibus verbis docuit, continentiam suam nullis divitiis superari posse.

Joann. Britannicus in Juv. pag. 634. edit. Par. 1602.

So haben alle vernünftige Kunstrichter, Ausleger und Geschichtschreiber, diese Unterredung des Alexanders und Diogenes verstanden. Sehr artige Anmerkungen wird der Herr Verfasser darüber lesen, in den Reflexions critiques sur le caractère et les Actions d'Alexandre le Grand, die den Prinzen **Friederich zu Braunschweig**, der sie auf Italiänisch geschrieben, zum Urheber haben, und von dem Herrn Pfarrer Erman ins Französische sind übersetzt worden, ohne daß ihn deswegen der Prinz beschuldigt, er habe ἀλλοτριοεπισκόπης gehandelt, und dem Freund Trescho zugerufen hätte:

Zum Trotz schön übersetzt.

Wenn der Herr Verfasser mich vielleicht nicht verstehet, so verstehet mich der an den **Magus von Norden** schreibende **Layen-Bruder**, von dem ein zweyter Brief an eben denselben soll herausgekommen seyn — Aber ich kehre zu meiner Reliquie wieder zurük, denn wir sind damit noch nicht fertig.

Es hat der Herr Verfasser ferners zugesetzt: dieser (das ist der Philosoph) moquirt sich über den Kaufmann und Künstler. Ich hoffe nicht, daß sich dieses auf den Philosoph Diogenes beziehen soll, und es ist auch nicht an dem. Der Herr Reliquist will es von einem Philosophen überhaupt gesagt haben. Aber auch dieses ist grundfalsch. Denn wo ist ein Weltweiser, den man nur halbwegs so nennen darf, der über einen Kaufmann und Künstler spottet, blos weil er ein Kaufmann oder Künstler ist? Ein wahrer Philosoph siehet den nothwendigen Unterschied der Stände und der Beschäftigungen ein. Er weiß, daß Künstler und Kaufleute dem gemeinen Wesen, in ihrem Bezirke nicht weniger nüzlich sind, als Gelehrte. Er hat für einen jeden Hochachtung, der das ist, was er in seinem Berufe seyn soll, und so viel als es ihm nach seiner Art möglich ist, zum Besten und zur Vollkommenheit der Gesellschaft beyträgt.

Ueber den mag sich aber wohl ein Philosoph mit recht aufhalten, der etwas ganz anders vorstellen will, als er in der That vorstellen soll und kan. Den Kaufmann lacht er aus, der seine Handlung verabsäumet, um den Staatsmann, wozu er nicht aufgelegt ist, zu agiren: Den Künstler hat er zum besten, der alle Künste, nach denen mechanischen Begriffen, die er von der seinigen hat, beurtheilet; Ueber den Gelehrten lachet er, der von Materien schreiben will, die er nicht verstehet und in seiner Aufgeblasenheit dennoch ein Orackel zu seyn glaubet. Aber einen Mann, er sey auch wer er will, der das ist, oder zu seyn trachtet, wozu er bestimmt ist, und in seiner Sphäre bleibet, lacht der Philosoph nie aus?

S. 166. **Ein rasches Pferd wirft zuweilen auch den geübtesten Reuter ab, soll man deswegen rathen, auf lauter Eseln zu reuten? Die Uebereilungen eines treuen Dieners von hitzigem Tempera-**

perament setzen viele andere Tugenden voraus. Ja; aber auch den Mangel der Haupteigenschaft oder Tugend eines Ministers, wie er im Herrn und Diener abgeschildert wird, den Mangel des **Ministerial-Phlegma.** Ursache genug, daß man ohne zu brauchen auf Eseln zu reiten, das rasche wilde Pferd, wo nicht ganz abschaffe, doch bis es sinniger wird, in die Schul thue, ihm einen Kappen-Zaum anlege, den Zaum kurz halte, und wenn es vonnöthen ist, peitsche.

S. 168. **Die** *Façon* **verkauft oft eine schlechte Waare.** Ja, ein unerwarteter oder poßirlicher Titul eines Buches locket viele Leser an sich, die es unter dieser Maske betrügt, bis sie bei dem Lesen von sich selbst abfällt.

S. 171. **So lang ein Minister noch betet, so lang darf man noch auf ihn rechnen.** Ja; wenn er nur nicht aus-

schellen läßt, wenn er betet, wenn er nicht zu der Zeit betet, da seine ihm von Gott und seinem Herrn auferlegte Pflicht ihn zu ganz anderen Verrichtungen, als das formelle Gebet ist, ruffen. Mit einem Worte, wenn er wahrhaftig religiös, und kein Heuchler oder Fanatiker ist. Alsdenn kann man von ihm Treue in seinem Amte erwarten, aber deswegen kan man doch nicht darauf rechnen, daß er ein geschickter Minister sey. — Aber wie, wenn ein solcher Minister in Coppenhagen betet? Kan der Souverain auf ihn rechnen, und ihn als einen ehrlichen, zuverläßigen Mann nach Berlin schicken? Nach des Verfassers Moralphilosophie keinesweges; denn in Berlin muß er ja ein Freygeist seyn.

S. 175. **Die Cammer-Räthe können sich allemal damit trösten, daß sie nur Cammer-Räthe, und nicht Cammer-Herrn sind.** Ich schäme mich fast dieser Reliquie für ihren Verfasser. Es ist ein miserables Wortspiel und nicht einmal ein bon mot, geschweigen ein denkwürdiger Spruch.

Es beliebe der Herr Verfasser nur zu glauben, (und diese Anmerkung hätte er schon oft zu machen Gelegenheit gehabt), daß eine so genannte Artigkeit, die in eine andere Sprache übersezt, gar nichts bedeutet, und dumm lautet, nimmermehr was Geistreiches seyn kan, sondern eine für einen ernsthaften Mann unschikliche mauvaise plaisanterie, wie es die Franzosen nennen, und eine elende Platitüde sey.

S. 186. **Um in dem ersten Ministerial-Posten, bey einem Herrn** 2c. Nein, das alles nicht; sondern nur gesunde Begriffe, von den Pflichten der Menschen, nach den verschiedenen Verhältnissen, in welche sie die Vorsehung gesezt hat, und ein zartes Gefühl von Religion, die allemal ein starkes Vertrauen zu Gott und eine gänzliche Unterwürfigkeit unter seinen Willen würket. Dieses wäre stark genug, den Mann, der den ersten Ministerial-Posten bey einem schlechten und unartigen Herrn bekleidet, zu erhalten, will geschweigen bey einem, **der der beste von Herzen und**

der **weiseste von Verstand** wäre: Wo dieses aber nicht ist, so wird das, was der Herr Verfasser für eigentliche Ursache seiner Beharrlichkeit in seinem Posten angiebt, viel zu schwach seyn, um die Probe lang auszuhalten. **Enthusiasmus** ist oft nur ein wildes Feuer, das so plözlich erlöscht als es angehet; Ohne unwankelbaren Grundsäzen der Sittenlehre und der Religion verliehrt der Begriff des **gemeinen Besten** und der **Patriotismus** seine grosse Stärke, und ein **lauer** habitus bringt nichts zu Stande, wo männlicher Widerstand, Herzhaftigkeit und Standhaftigkeit erfordert werden. Ich weiß auch gar nicht, was der Herr Verfasser von einem Manne im ersten Ministerial-Posten für einen Begriff macht, und was er von einem Herrn mehr erfodert, als daß er der beste von Herzen und auch der Weiseste von Verstand sey, um sich ihm unwiederruflich zu widmen.

Warum wird so oft von gewissen Leuten die Parthie der wankelmüthigen, leichtsinnigen und auf das Abschiednehmen schon beym

Eintritt bereiten Diener genommen und ihrer Unbeständigkeit das Wort geredet? Dieses muß doch wohl subjective Ursachen haben.

S. 191. Dieser Vorschlag, der gefährlich genug werden könnte, bezeichnet das Genie, die Gesinnung, den ganzen Character gewisser Staatsmänner, die ich kenne, und sich selbsten genugsam kennen, um zu wissen, daß sie keine der Eigenschaften besizen, die erfordert werden, um in einem Collegio zu sizen und sich in demselben erhalten zu können. Sie suchen solche Posten und möchten sie vervielfältigen, da sie mit wenig Kosten groß scheinen, sich nothwendig, und vielen Leuten, auch den redlichsten räthselhaft machen können, zulezt aber verhaßt, wenigstens hoch verdächtig machen. Eine General-Wächter-Stelle, die doch nicht bindet, wo man ab und zugehen, bald in dieses, bald in jenes Collegium sich entweder sachte hineinschleichen, oder trozig hineindringen, heute in den Geheimen-Rath, morgen in die Regierung, auf ein andermal in den Kriegs-

Rath, oder die Cammer, einen Einfall thun, aller Diener Gänge und Schritte beleuchten, sich selbsten aber aller Aufsicht entziehen, bey dem Fürsten entweder gegen diesen oder jenen Argwohn beybringen, oder zuweilen bey ihm General-Lermen blasen, und wenn alles in Gährung ist, sich wieder in seine *Warte*, gleich einem Dachs in seine Höhle, oder einer Fledermauß in ihren Riß zurük ziehen kan: das ist was solchen Herrn anstehet. Der Herr Verfasser wird es schon verstehen; die Entschuldigungen sieht man voraus; aber vorhergegangene Proben müssen entscheiden, und die kan man von Haus aus nicht geben. Ich will jezt nicht untersuchen und entscheiden, ob der Vorschlag, den der Herr Verfasser hier thut so gut ist, als er es glaubt; ob er mehreren Uebeln steuren, als die Thüre öfnen kan.

So viel will ich nur anmerken, daß dieser Posten einen Umfang von so seltenen Tugenden, so grossen Fähigkeiten, erfodert, die überaus schwehr vereinbahrt zu finden sind, und die jedoch alle beysammen seyn müssen,

wenn der Zweck soll erreicht werden. Daß es also aus diesem Grunde rathsamer für einen Herrn seyn dürfte, es nicht zu wagen, eine solche Stelle neu zu gründen, als Gefahr zu laufen, unter dem Umsturze der alten Verfaßung selbst zu erliegen. Gefahr, der sich auszusezen er um so mehr Bedenken tragen soll, als ein dergleichen übelgerathener Wächter, für das Beste des Fürsten und des Landes von der übelsten Folge seyn könnte. Welcher ehrliche Mann würde sich auch zu so einem politischen Fleischmanne gebrauchen lassen? Ein Mann der sich für dieses Staats-Wächter-Amt schiken sollte, müßte 1. der ehrlichste, der rechtschaffenste Mann und das edelmüthigste Herz seyn. Ohne Hochmuth, sonst würde er sich allen Dienern unerträglich machen; ohne Neid, sonst ließ er dem Verdienste die Gerechtigkeit nicht wiederfahren, an die es Anspruch hat; ohne Rache, sonst würde er den, der sie vielleicht unschuldig erreget, zu was für ein Collegium er auch gehörete, sein Amt erschweren, ihn übel beschreiben, und aus blosem

Versehen grosse unzuleidende Fehler machen; ohne Boßheit, sonst könte er auch Fehler suchen, die Räthe oder die Collegia hintereinander zu hetzen. Er müste mit der strengsten Gerechtigkeit die vernünftigste Billigkeit und Nachsicht zu verbinden wissen. Eben so mitleidig und nachgebend, als in gewissen Fällen strack und unerbittlich seyn. So müste es um sein Herz aussehen. 2. Es müßte ferners ein solcher Minister, der das Aug über alle Collegia, Aemter und Balleyen als ein ausserordentlicher Wächter haben sollte, allen denen Geschäften gleich gewachsen seyn, die in denselben vorkommen, und eine universal- und zwar nicht superficielle Wissenschaft besitzen. Dann wie würde er einsehen und genau genug einsehen, wie es in jedem Departement stehet, um die eingeschlichenen Uebel, oder Mißbräuche wahrzunehmen? Er müßte ein gleich grosser Publicist und Civil Rechts-Gelehrter, ein starker Cameralist, Financier, Oeconom Forst- Jagd- und Bergwerksverständiger, ein guter Baumeister seyn rc. Alles dieses müste er seyn, um die Arbeiten derer

damit sich beschäftigenden Collegien, die darinn vorgegangenen oder vorgehenden Fehler, Untreue oder Vernachläßigungen beurtheilen und den sich auf ihn verlassenden Fürsten wahre Berichte abstatten zu können. Denn so bald der Wächter nicht mit seinen eigenen Augen alles sehen könnte, so hörete aller Nuzen seines Amts auf.

Er würde sich tausendmal lächerlich machen, dem Hohn der Collegien, Räthen und Subalternen aussezen und an seinem Schimpf participirte allemal der Herr, der diesen kurzsichtigen oder schälen Wächter bestellt hätte. 3. Wenn er auch dieses alles verstünde, so fragte sich alsdenn noch, ob er activ, arbeitsam, anhaltend genug sey, um dergleichen tägliche grosse und weitläuftige Untersuchungen vorzunehmen. Denn mit einer zuweiligen kurzen Visit und obenhin eingesehenen, auf dem Tische liegenden Acten, Relationen, oder Expeditionen, wäre es nicht ausgemacht. In

der Warte müßte auch fleißig gearbeitet seyn, u. s. w.

Nun frage ich, ob ein dergleichen Minister so leicht zu finden seye, und ob, wenn er der Mann nicht ist, der er eigentlich seyn soll, nicht vielmehr Uebel entstehen können, als man abschaffen wollte? Ob es nicht allemal rathsamer sey, daß ein Herr überhaupt dahin sehe, daß er alle seine Dicasterien und Departements mit geschickten, ehrlichen Leuten besetze, und das Wächter-Amt, in so fern es sich thun läßt, selbst versehe.

Hypocritulus war bey einem Hofe, in Abwesenheit des dirigirenden Chefs, zu einer Art dergleichen Wächter, bestellt, und war weder dem Geist, noch dem Herzen nach, der Mann, den er vorstellen sollte, und für den man ihn hielte.

Kaum hatte er in die verschiedenen Dicasterien hineingesehen, als aus dem Cabinet Rescripten und Resolutionen an die Collegia,

oder besondere Diener kamen, die niemand begreiffen konnte. Und wie konnte es anders seyn? Durch unrichtige Berichte, Gutachten und paßionirte Anmerkungen, wurden von dem Wächter die Sachen ganz anders vorgestellt, als sie waren; Collegia und einzelne Glieder, und selbst der abwesende Chef, (dessen Plaz er damals seiner entfernten **Warte** vorgezogen hatte,) verdächtig gemacht. Alles lief ziemlich krauß untereinander. Der abwesende Chef vermerkte so gar von weitem Unrath, und wußte nicht warum viele Sachen anders liefen, als er es Ursache hatte zu glauben. Auf den **Interims-Wächter** warf er nicht so gleich einen Argwohn, weil er noch von ihm gute Vorurtheile hegte, und ihn vor den Christlichen Mann hielte, der er zu seyn scheinen wollte. Er hatte sich aber an seinen leisen Schritten, an seinen bisweilen gen Himmel gerichteten Augen, und Herrnhutischen Herzensseufzerlein versehen. Als er wieder kam, brennte es bey Hofe und in den meisten Collegiis; Er war nicht lang da, so sahe er, daß das Feuer von dem Wächter selbst, theils

angelegt, theils unterhalten worden sey. Er kam auch hinter die Intriguen, die ihn selbst betrafen, und erkannte an denselben die heilsame Bemühungen des Christlichen Wächters. Hypocritulus war aber nicht mehr da; Er hatte sich schon vom Getümmel des Hofs, in dessen Sitz er nicht gebunden war, in seine Warte zurükgezogen. Der hinterlassene üble Geruch sagte nur, daß er da gewesen wäre. Gott bewahre einen Herrn für solche Wächter!

S. 198. Characteristische Züge eines Christlichen Ministers.

Diese Rubrik verspricht uns characteristische Züge eines Christlichen Ministers, das ist eines Ministers, der zugleich ein Christ ist. Folglich haben wir Ursache zu erwarten, daß alle Züge, alle Pinsel-Striche, wodurch er hier abgeschildert wird, so unterscheidend seyn werden, daß sie ihn allein, und keine andere Person zugleich bezeichnen. Denn wenn man, z.

B. einen König als König characteristisch beschreiben will, so müssen alle Züge weggelassen werden, die er mit andern Menschen, die keine Könige sind, gemein hat, als: daß er Hände und Füsse und eine Seele habe; daß er schreiben und lesen, reiten und fechten könne, daß er viele Livree-Bediente, Jäger und Hunde halte, schöne Lusthäuser habe, und auf seinem Kleide ein Ordenszeichen trage, u. s. w.

So distinguirende Züge, sage ich, hätte man billig Ursache hier, von dem, so betittulten, **Christlichen Minister** zu erwarten. Allein aber, und leyder! wie befindet man sich betrogen! Der Herr Verfasser, an statt uns einen Mann zu zeigen, der ein Minister seyn soll, zeigt uns einen, der eben so wohl ein Schuster, ein Becker, ein Medicus, ein Pfarrer, ein Soldat, ja eine Weibs-Person seyn kan.

S. 199. **Er dringt sich nicht in sein Amt durch Cabalen und Künste** rc.

Das thut der Christliche Schulmeister, der Christliche Rathsdiener auch nicht.

S. 200. **Er gehet nie aus einem Beruf in den anderen, ohne es vor Gott zu prüfen** rc. Das thut eine Christliche Magd auch eben so wohl als der Christliche Minister.

Ibid. **Er trägt unter seinen Berufs-Geschäften einen tiefen Eindruk von der Allgegenwart Gottes** rc. Das thut, und soll ein jeder Christ, so wohl als der Minister thun. — Ein gleiches Urtheil kan man von den anderen, unter dieser Rubrik enthaltenen, so vermeinten eigentlichen Kennzeichen, eines Christlichen Ministers fast durchgehends fällen. — Sie passen alle auf ganz andere Christen, als vorzüglich auf den Minister.

Es sind sogar einige lächerlich. Dieses S. 213. z. Ex. **Weil ein Christlicher Minister gerne wohl thut und weder bettelt noch stiehlt, so stirbt er gemeiniglich arm.** Schöner characteristischer

Zug, der nur gerne und gemeiniglich den bezeichnet, den er allzeit und eigentlich bezeichnen sollte! Und warum unterscheidet sich hierdurch der Christliche Minister von vielen geschickten Künstlern, von denen man auch sagen kan, daß sie, obwol sie auch weder stehlen, noch betteln, doch arm sterben, aber deswegen eben nicht arm sterben, weilen sie gute Künstler oder Christen sind?

Holbein war unstrittig ein geschickter Maler und starb arm, und das nehmliche Schiksal haben viele von seiner Kunst und andere **Virtuosen** mehr von jeher gehabt. — Dennoch ruft der Herr Verfasser, bey dem lezten Pinsel-Strich womit er das **Portrait** seines Christlichen Ministers geendigt zu haben glaubet, ganz pathetisch aus, S. 215. **Welches Land so glüklich ist, einen solchen auserwehlten Mann zu besizen, dessen Seegensvoller Nahme werde in diesen leeren Raum eingeschrieben.** Nein, in diesen leeren Raum setze der Herr Verfasser eine ähnlichere Abbildung von seinem Ge-

genstande, oder er lasse diese Bogen umdruken. Sonst schliesse ich ganz anders als er, und sage: Es giebt, so Gott will, wohl kein Land, das nicht einen solchen Christen besizet, und folgt doch nicht daraus, daß es an ihm einen Minister habe.

Wie hätte aber der Herr Verfasser schreiben sollen, wenn er uns eine der Rubrik entsprechende Reliquie hätte liefern wollen? Erwartet man etwa von mir, daß ich das Gemählde, welches er verfehlet, zum wenigsten schkisire? Behüte der Himmel; ich müßte zu erst wissen, was er selbst hat vorstellen wollen. Ferners müßte mir diese Regel des Horazes nicht beyfallen, die ein Gelehrter, der schreiben will, auf allen Wänden seines Studierzimmers mit grossen Buchstaben sollte geschrieben haben:

Sumite materiam vestris, qui scribitis, æquam
Viribus, et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri.

De Arte poët. 38-40.

S. 224.

S. 224. Einen der vornehmsten und verehrungswürdigsten Herren des Kayserlichen Hofes ꝛc. In dieser Reliquie gehet der Herr Verfasser noch weiters, in Ansehung des Preußischen Unglaubens. Vorhin blieb die Beschuldigung beym Hofe, beym König, und dem Königlichen Hause, jezt fällt sie auf die ganze Armee und alle die Preußische Lande, wo Kayserliche Kriegsgefangene waren. Worauf beruhet aber diese so wichtige Beschuldigung? Auf eine Anekdote, deren Zuverläßigkeit wir auf sich beruhen lassen wollen, und die auch gleichwohl nicht viel beweist.

Was hat etwa der Herr vom Kaiserlichen Hofe unter theoretischem Unglauben und Religions-Spötterey verstanden, welche die Kaiserliche Gefangenen im Preußischen gelernet, und die Preußen in den Oesterreichischen Landen ausgestreuet haben sollen?

Könten es nicht vielleicht einige dem Römischen Glauben entgegengesezte Meinungen, abgelegte Vorurtheile über den Bilder-Dienst,

die Anrufung der Heiligen, die Wallfahrten seyn? ꝛc. Es gibt mehr Lande, wo man denen, welche diesen Glaubenssäzen und Gottesdienstlichen Gebräuchen zu nahe treten, mit dem Namen Kezer, Unglaubige, Atheisten, aufwartet. Jst's nicht möglich daß es der Fall auch hier sey? — Nein, sagt der Herr Verfasser, ich bleibe bey meinem Satze, denn es hat mir dieses einer der Verehrungswürdigsten Herrn des Kayserlichen Hofs gesagt. Wohlan! so glaube er es noch; muthe er uns aber nicht zu, ihm Beyfall zu geben: oder heißt das etwan

Gut Kayserlich seyn?

S. 225. Sancte Machiavelli! Ora pro nobis. Ich vermuthe, es sey ein Druckfehler, und in der Handschrift werde Machiavelle! gestanden haben.

S. 232. Was sind das für Narren von denen David und Salomo so ernstlich gebetet: Gott möchte sie mit Narren verschonen? und welche sind die Narren, wel-

che die Salomons unserer Zeit mit grossen Gnaden-Gehalt, aus anderen Reichen herbey holen? Wenn sich der Herr Verfasser nicht deutlicher ausdrukt, so sage ich, daß er seine Leser vor Narren halte und daß er . . . Voltaire, Maupertuis, d'Argens, sind keine Narren. Voltaire und d'Argens können noch als Christen sterben, und Maupertuis ist keiner Freygeisterey beschuldiget worden.

S. 254. **Peters III. Entthronungs-Urkunde ist ein Monument, dessen Anblik alle schlechte Regenten zittern machen sollte.** Ja; wie die Reise des La Beaumelle und Consorten nach der Bastille alle Schriftsteller, die sich erkühnen, die auf dem Throne noch sizende Regenten anzugreifen und durchzuziehen, behutsamer machen sollte. Peter III. war auch nicht schlecht; sondern schwach. Ausser Rußland schlaffen auch die schlechten und schwachen Regenten in ganz Europa, bis auf einen grossen König von Großbrittanien, ganz sicher. Schweden

kan man kaum hinzurechnen, ob es schon, wie Engelland, grossen Revolutionen ebenfalls ausgesezt ist.

S. 256. **O Heiliger Carl! bete vor deine Nachkommen.** Diese, wie die obige bey Machiavello, von dem Erasmischen Sancte Socrates, Ora pro nobis, entlehnte, oder imitirte Exclamation, komnt zu oft vor. An einem mal wäre es genug gewesen.

S. 261. Wenn der König in . . von den Menschen so verächtlich denkt, so muthe man ihm auch nicht zu, daß er die Mühe nehme, ihnen seine eigene Lebensbeschreibung zu liefern. Es wird ihm alsdenn einerley seyn, ob sie ihn recht kennen, oder nicht.

S. 267. **Wie kan man zu Gott vor böse Fürsten beten? Erlöse uns von dem Uebel?**

So beten Christen nicht. So hörete man die Apostel und die Christen der ersten Kirche, unter dem Druke der Verfolgung der grau-

samsten und lasterhaftesten Kaiser nicht beten. Herr schenke ihnen ein neues Herz, einen guten Geist, wäre christlicher gebetet.

Ibid. Ein Herr soll keine Diener annehmen, denen es nöthig sey, bey ihrer Verpflichtung den Galgen zu weisen. Hat es schon der verstorbene sehr wackere Fürst von Oettingen gethan, so riethe ich dennoch keinem Herrn, ihm darinn nachzuahmen.

Redliche Diener sind es nicht aus Furcht für den Galgen, sondern aus Gewissen, und wer weder Gott fürchtet, noch vor dem ewigem Gerichte erzittert, den hält auch die Aussicht nach dem Galgen nicht zurük.

Uebrigens ist's für Leute, die Verdienste und Ehre im Leibe haben, die man eben um deswillen berufen, oder befördert hat, etwas beleidigendes, ihnen beym Willkomm zu sagen: seht, wenn ihr auch Spitzbuben seyd, wie der Schelm, der da, wegen eines Strassen-Raubs,

hänget, so steht euch gleichfalls der Galgen zum Lohne bevor.

Mir deucht, daß wenn ein Herr, beym Eintritte seiner neuen Diener, dem gewöhnlichen Eide, etwas anders substituiren wollte, es viel schiklicher, viel aufmunternder seyn würde, daß er sie in einen Saal führete, in welchem entweder die Portraits, oder die in goldnen Buchstaben groß geschriebene Nahmen seiner und seines Hauses von jeher verdienten Diener zu sehen wären.

S. 272. **Daß ein Herr auf gute oder schlechte Gedanken kommt, oder ihm dergleichen von andern beygebracht werden, macht weder das Glük noch das Unglük eines Landes aus** &c. Allerdings macht es das Unglük eines Landes aus, wenn einmal dessen Herr auf schlechte Gedanken, entweder von sich selbst, oder durch andere geräth; weil sich allzeit schlimme Leute vorfinden, die ihm behülflich sind, diese schlechte Gedanken ins Werk zu richten.

S. 274. **Unsere Könige und Fürsten miskennen je länger je mehr, auch öffentlich** ꝛc Ich sehe nicht gar wohl, was hier gesagt werden will. Beweist der Herr Verfasser, daß unsere heutige Könige und Fürsten ihre Abhänglichkeit von Gott je mehr und mehr öffentlich miskennen, etwan daher: daß bey diesem lezten Kriege Dankfeste, für den geschenkten Frieden, sind gehalten worden?

Der Beweis wäre aber just der rechte nicht. Oder sollen diese Worte: **Noch bis an die Epoque des lezten Krieges** ꝛc. so viel sagen, daß bey dem lezten Frieden die öffentlichen Danksagungen unterblieben seyen? — Es ist aber dem also nicht. Oder enthalten sie eine Prophezeyung, daß dieses die lezten Danksagungen gewesen sind und künftig keine mehr, öffentlich, des Friedens halber, geschehen werden? Ich hoffe aber zu Gott, sie wird nicht erfüllt werden.

S. 280. **Eine allzu gute** ꝛc. der Herr Verfasser hat sagen wollen, eine allzu gelinde **Regierung**. Es gibt keine allzu gute, und kan keine geben. Wohl aber zu gelinde, und hierin kan excedirt werden.

S. 284. **Einen jeden, der in seiner Religion treu ist, in Einfalt und Redlichkeit seines Herzens darnach lebt und selbst keine Zweifel dabey hat, soll man dabey lassen und nicht irre machen** ꝛc. Wenn der Herr Verfasser von den gewaltsamen Mitteln redet, deren man sich bedienet, die irrende zu überführen, so hat er recht. Sein Satz ist aber in seinem ganzen Umfange nicht richtig, wenn es die Rede von ordentlichen Mitteln ist, die angewendet werden können. Soll man mit gutem Gewissen einen Heiden, den man leicht seiner Abgötterey überführen könnte, immerhin gehen lassen, ohne zu trachten, ihm die Wahrheit zu zeigen? Ist man diesen Versuch zu thun der Wahrheit nicht schuldig? ich rede nicht einmahl von der Ehre Gottes; Heist dieses einen solchen Mann, oder

sonst einen groben Irrenden, irre machen? Die Folgen von des Herrn Verfassers Säzen könnten so weit ausgedähnet werden, daß selbst die Entbährlichkeit der göttlichen Offenbahrung, oder wenigstens, der Reformation und der Bemühungen der Christlichen Mißionarien, daraus hergeleitet werden könnte, und ich weiß, daß es seine Meinung nicht ist; aber er stiftet allenthalben durch seine unbestimmte Begriffe mehr Schaden als Nutzen.

S. 287. **Es ist ein schweres Gericht über unsere Kirche** 2c. Der Orthodoxie, oder vielmehr der Christlichen Religion Ehre zu retten, und allen redlichen Christen, die entweder selbst oder doch ihre Kinder, zum Deismus oder Socinianismus könnten verleitet werden, zur warnenden Nachricht, hätte der Herr Verfasser die Theologen und Lehrer auf unseren Protestantischen Universitäten, die den Deismus oder Socinianismus freymüthig lehren, nennen sollen.

Ich kenne keine Lutherische oder Reformirte Universität, oder Academie, wo dergleichen öffentliche Deistische, oder Socinianische Lehrer geduldet werden. Vielweniger weiß ich etwas von **Hofpredigern**, **Kirchen-Räthen** u. s. w. die sich, mit Freymüthigkeit, als Socinianer darstellen. Kennet der Herr Verfasser einige, so nenne er sie mit Namen, damit keine unschuldig in Verdacht kommen. Thut er es nicht, so muß er sich gefallen lassen, man sage von ihm, er habe entweder keinen Begriff vom Socinianismus, oder er calumniire in den Tag hinein.

Soll ich denn noch fortfahren? bald bin ichs müde, der Leser ohne Zweifel, und der Herr Verfasser auch. Ich will nur noch einige Anmerkungen machen.

Der Abschnitt von der Verbindung der Religion (S. 289.) mit dem Staat ist gut. Puffendorf hat die Sache ex professo, in seinem Tractat De Habitu Religionis Christianæ ad Vitam Civilem &c. abgehandelt und viele

andere haben dieselbe Materie verschiedentlich und so ausgeführt, daß, wann sie auch der Herr Verfasser nicht berührt hätte, man doch etwas ganzes darüber würde gehabt haben. Doch auch dafür sey ihm Dank gesagt.

S. 310. **Eine** *Medaille* **kan von mittelmäsiger Erfindung** rc. . . . Diß macht **dann doch ihren Werth**, aber nicht als Medaille.

Ihr strenge unerbittliche Kunstrichter, die ihr keinem geistlichen Gedichte Vergebung schenkt, das nicht den Schmuck eines Schaustüks führet rc. Gut; gebts nur nicht für ein Schaustük aus, so läst mans schon für Scheidemünz paßiren. Ists aber auch als Gedicht nichts nuz, so wird es in dieser Gestalt, nicht seines Innhalts, sondern seines Geprägs wegen verworfen. Es verhält sich damit ganz anderst, als mit der schlechten goldenen Medaille. Man behält leztere, weil man sie nicht missen würde, ohne was zu verlieren, das man nicht gewiß

ist wieder zu finden. Die Geistliche Wahrheiten aber, die in einem schlechten Gedichte mißstellt sind, findet man an hundert Orten in ihrer natürlichen Schönheit. Das Gedicht kan man also liegen lassen.

S. 311. **Zu den Zeiten Grotius** ꝛc. Was hier gesagt wird, lauft in ein theils falsches, theils unüberlegtes Geschwäz hinaus. Vernünftige, gelehrte Leute, denen die Römer, Griechen, Perser und Chaldäer in ihrer Sprache nicht unbekannt sind, führen sie noch heute mit Verstand an, und werden nicht ausgelacht. Das wird aber als eine Schulmeisters-Pedanterie verspottet, wenn Leute, von denen man weiß, daß sie sich in dem Fall nicht befinden, dennoch und ohne Noth, vieles zum Ekel citiren.

Daß Montesquieu mit Chinesischen und Tartarischen Exempeln viel bewiesen, hat seinen guten Grund, und ist von ihm nicht zu vermuthen, daß er mit Chinesischer und Tartarischer Litteratur habe prangen wollen. Ein

gelehrter Mann verstehet nicht alle Sprachen: aber eine Universal-Grammatik muß er im Kopfe haben; die lateinische Sprache, wenigstens bis auf die Schreibart, vollkommen innen, und von anderen Sprachen solche Begriffe haben, daß er mit Hülfe eines Wörterbuchs sich helfen kan. Wer denn seine Anführungen aus der Quelle schöpfet, und nicht aus einer Acerra philologica; nicht von andern wieder entlehnet, sondern z. B. die Reisebeschreibungen selbst gelesen hat, woraus Montesquieu und einige Dichter das brauchbare genommen, der hat Ehre von seiner mit Urtheilskraft angewendeten Belesenheit. Ich gestehe auch, daß gewisse neuere Gedichte, denen hier der Herr Verfasser, im vorbeygehen, einen Stich geben will, zur Belehrung, Erbauung, und Ergözung der Frankfurter oder Sachsenhäuser Waschweiber und Schiffknechte, nicht sind ans Licht gestellt worden. Sie haben ja die bekannte neuere geistliche Gedichte, Psalmen und Lieder; da werden sie leicht aller Orten zu Hause seyn.

S. 314. So wie sich ein grosser Herr über einer Comedie tröstet. Der Harlequin sagt eine Sottise über sie, das ganze Parterre lacht; wann die Comedie vorbey ist, bleibt jener doch der Harlequin und dieser der grosse Herr. So haben sich in der That verschiedene grosse Herren, nach der so betittulten Comedie: le Maître et le Valet, oder der Herr und Diener, wo Harlequin ziemlich oft erscheint, getröstet.

S. 333. Ein Nord-Licht, welches für eine Morgen-Röthe gehalten wird, das muß freylich in einem tummen Lande gewesen seyn.

S. 338. Wie lächerlich ist dagegen der Streit eines Maupertuis ꝛc. von dem Streite des Herrn von Maupertuis, mit dem Herrn König hat der Herr Verfasser nicht einmahl, wie es scheint, eine unendlich kleine Kentniß. Es war die Frage zwischen ihnen gar nicht, ob Leibniz den ersten Gedan-

ken vom unendlich kleinen, oder **Maupertuis** gehabt habe, welches lächerlich ist, da Lippi et Tonsores wissen, daß **Maupertuis** keinen Anspruch an die Erfindung des Calculi infinitesimalis oder differentialis weder gemacht, noch hat machen können; wie es in Engelland von **Wallis**, *Fatio*, **Keil**, **Taylor**, **Pemberton** ꝛc. geschehen ist, die diese Erfindung dem grossen **Newton**, und nicht dem **Leibniz** zueigneten, gegen welche der berühmte **Joh. Bernoulli** die Rechte seines Freundes ritterlich vertheidigt hat, und wer konnte es mit mehrerem Erfolge thun, als er? Zwischen **Maupertuis** und **König** war ein ganz anderer Streit. Er betraf eine Frage in der Theorie der Bewegung der Cörper. Dem **Maupertuis**, welcher der erste den Grundsaz von **der minderen Action**, principium minimæ actionis, entdekt, hatte **König** diese Ehre ab, und sie dem Leibniz zugesprochen, sich auf ein Fragment eines Briefes von diesem grossen Manne beziehend, dessen Original gesehen zu haben er sich rühmte. Das ist, wo ich nicht irre, der Fall; denn die Sachen selbst

sind mir so unbekannt, als dem Herrn Verfasser. Der Academie zu Berlin konnte dieser, ihre beyde Präsidenten betreffende Streit auch nicht ganz gleichgültig seyn, wie sich die Königl. Britannische Gesellschaft zu London im Jahr 1712. des Streites des **Newtons**, oder vielmehr seiner Anhänger, mit dem **Leibniz** wegen der ersten Erfindung des Calculi differentialis, oder wie er in Engelland genannt wurde, des Methodi fluxionum, nachdrüklich annahm, und ein solennes Urtheil sprach. Selbst der Herr Verfasser hätte diese Gleichgültigkeit an einer ganz andern Academie mißbilligt. Berlin aber! und alles was Berlinisch ist, ist uns ein Dorn im Auge. Auch in der Berliner Dünamick, Statick rc. ist Freygeisterey!

Vorurtheile.

S. 360. Nein, nimmermehr hätte ich geglaubt, ein Philosoph, ein Christ, würde sich

zum

zum Advocaten der Vorurtheile brauchen lassen! Solte es etwa aus Erkentlichkeit seyn? Solte es wahr seyn, daß Sie ihnen in Ansehung Ihres erlangten Ruhmes vieles zu verdanken haben? Auch das hätte Sie dazu nicht vermögen sollen, der Vertheidigung der grösten Feinden der Vernunft, der Tugend, der Religion und des Gottesdienstes, eine Minute zu schenken.

Die Vorurtheile sind nöthig! Entweder verstehet hier der H. Verfasser unter dem Worte, Vorurtheil, das nicht, was gemeiniglich darunter verstanden wird, und alsdenn hätte er es deutlich sagen sollen; oder verbindet er mit diesem Wort den Begrif, den man gemeiniglich damit verbindet, und alsdenn ist seine Lehre unerträglich. Fast liesse ich mich verleiten zu glauben, er rede hier nicht ernstlich, und die gehäufte Paradoxen seyen ein bloser Scherz. Was mich darin bestärken solte, ist ein Buch von dem Herrn **von Crousaz**, welches ich eben vor mir liegen sehe. Es füh-

ret den Titul: Nouvelles maximes ſur l'Education des Enfans, Er macht in demſelben viele der verkehrten Erziehungs-Maximen eben ſo lächerlich, als die ſchlechten Pädagogen, die ſolche zum Grund legen und befolgen. Und um ſie deſto ridiculer zu machen, ſcheint er bisweilen ſie im Ernſte vertheidigen zu wollen. Auch von den Vorurtheilen läßt er verſchiedenes, auf dieſe Weiſe, in dem 2ten Capitul, Des Inſtructions, einflieſſen, und ſcheint, aber im Scherz, gut zu heiſſen, daß man bey Kindern die Vorurtheile unterhalte, und insbeſondere das *praejudicium Auctoritatis* geltend mache. „Tout ce qu'on leur pro-
„poſe dans ce prémier âge, il faut le leur
„propoſer d'un air et d'un ton *d'Oracle*. Non
„ſeulement toute objection, mais toute
„queſtion, tout déſir d'éclairciſſement doit
„etre rejetté avec une extrême impatience et
„doit etre regardé comme une affreuſe matière
„de ſcandale. Quand ils s'aviſent d'objecter
„et de queſtionner, il faut les rabrouër, plus
„que ſur une menterie &c. . . . A meſure
„qu'ils ſe guériront de cette impertinente fan-

„ taisie de questionner, on leur donnera des
„ marques d'affection et de confiance, on les
„ regardera comme des *vaisseaux d'election*, on
„ les comptera en sureté &c. pag. 105 - 106.„
Diese Art eine Sache zu widerlegen, sage ich, macht mich bey unserer jetzigen Rubrick fast zweifelhaft. Allein ich sehe doch, daß der Herr Verfasser den scherzenden Ton, den **Crousazischen** nemlich, nicht angenommen hat. Es ist ihm Ernst, und bey mir war der Zweifel, die schädliche Folge des Vorurtheils, das ich noch von seinen Einsichten in philosophischen und theologischen Sachen hatte.

So sage ich denn jetzo, auch im Ernste, daß die Vorurtheile, als Vorurtheile, in irgend einem Falle weder nöthig sind, noch seyn können. Sie sind allzeit in sich selbst betrachtet ein Uebel, ein Mißbrauch der Vernunft und der Beurtheilungskraft, dem bey Jungen und Alten, bey Herrn und Dienern, bey Bürgern und Soldaten, bey Gelehrten hauptsächlich und Ungelehrten, wenn jene gut

lehren und diese in der Erkentniß weit kommen sollen, nie genug gesteuert werden kan.

Denen Vorurtheilen hauptsächlich hat man den langsamen Fortgang der verschiedenen Wissenschaften, der Erweiterung des menschlichen Verstandes, und selbst der Ausbreitung der Religion zu verdanken. Sie können also nie nöthig seyn.

Es mag wohl seyn, daß sie in einzeln Fällen sind nüzlich gewesen, oder daß man sie mit Vortheil benutzt hat. Es ist aber deswegen noch lange nicht an dem, daß man sagen darf, sie seyen nöthig. Ohne zu erwehnen, daß vielleicht das Licht der Wahrheit, wenn es gehörig wäre gebraucht worden, in eben diesen Fällen noch mehr, und sicherer würde gewürkt haben, als die Finsternis des Vorurtheils, die der berühmte Canzler **Baco von Verulam** Götzen (Idola) nennte, und sie in verschiedene Classen als Idola Tribûs, Fori, Specus, Theatri, eintheilete. Dessen ohnerachtet, sage ich, darf man doch noch nicht

diesen Satz behaupten: Einige Vorurtheile sind in einzelnen Fällen nüzlich gewesen, also sind sie nöthig. Im Gegentheil ist man allzeit berechtigt sich so auszudrucken: Die Vorurtheile in sich sind schädlich, und können nicht genug bestritten, nicht genug vermieden werden. Bey Kindern, sagt die Reliquie, **sind die Vorurtheile gegen, ohne Zweifel hat es heissen sollen, zu Gunsten ihrer Eltern nöthig, daß es aus Liebe zum Besten und mit Vernunft geschehe, was sie thun, befehlen und rathen.** Dieser Satz enthält verworrene Begriffe. Es hätte heissen sollen: bey Kindern, die noch nicht im Stande sind, selbst von den Dingen nach ihrer wahren Gestalt zu urtheilen, ist es gut, daß sie dafür halten, was die Eltern befehlen, thun und rathen, geschehe mit Vernunft rc. Wie aber, wenn das, was die Eltern thun, befehlen und rathen, in der That schlimm, unvernünftig und ihren Kindern schädlich ist? Ist das Vorurtheil nüzlich, ist es also nöthig? Ja sagt man, weil sonst die

Eltern nicht befolgt würden, wann die Kinder raisonniren wolten, und also ihr Ansehen leiden würde.

Wäre es aber ein Unglük, wenn die Kinder im erwehnten Fall früh die Sachen, wie sie sind, einsähen, und denen Eltern gründliche Vorstellung machten, und ihr Wille nicht erfüllt würde? — Worin litte in dem Fall dieses Ungehorsams ihre Autorität? oder würden in dem andern ihre Befehle weniger befolgt, ihre Handlungen weniger gut geheissen und zum Muster genommen, wenn es die Kinder aus gründlicher Ueberzeugung der guten Absichten, der Liebe, der Rechtschaffenheit ihrer Eltern thäten? Ueberdies ist die Art des blinden Gehorsams, welchen die Kinder denen Eltern leisten, eine Folge des **moralischen Instinkts**, der von dem Vorurtheile sehr weit entfernt ist.

Bey **Untergebenen**, sagt der Herr Verfasser ferners, und **Lernenden**, sind die **Vorurtheile nöthig**, gegen ihre Lehr-

meister und Vorgesetzte, in allen Gattungen menschlicher Kentnisse, Wissenschaften und Erfahrungs-Wahrheiten. Nichtsweznigers. Die Vorurtheile sind es eben, die so viele Wissenschaften und Künste, so lang in ihrem Wachsthume gehindert, so lange die gröbsten Irrthümer fortgepflanzt, und reineren Begriffen, tieferen Einsichten, und richtigeren Erfahrungen, die man durch vielfältig angestellte Versuche erlangt, den Weg versperrt haben. Hätte das αὐτὸς ἔφα (der Lehrer hats gesagt) in Philosophischen, Historischen, Physischen, Politischen Sachen, in den Schulen und Hörsälen, nicht so lange geherrschet, so hätten diese Wissenschaften schon lange die Gestalt angenommen, unter deren sie sich jetzt zum wahren Vortheile der Gesellschaft sehen lassen. Wenn ein Untergebener, ein Lernender überhaupt in dem Glauben stehet, sein Vorgesetzter, sein Lehrer wisse mehr als er, so lange er des Gegentheils nicht überführt wird, ist dieses, wenn es auch ein Vorurtheil heissen soll, nicht schon

genug für den Lehrer, den Vorgesetzten, uud für ihn? Muß er noch glauben, er sey unbetrüglich, unfehlbar, in seiner Erkäntniß und in seinen Urtheilen? Und wenn er dieses Vorurtheil hegte, wem wäre damit geholfen? Dem Lehrer vielleicht, in gewisser Absicht, dem Lernenden aber auf keine Weise.

Unser hochgelobter Erlöser verlangte selbst. Was? unser Heiland Vorurtheile? O Herr Reliquist! wie haben sie dieses niederschreiben können, ohne die gräßlichen Folgen einzusehen, die daraus fliessen? Ich würde es ihnen verzeihen, wenn sie tausend falsche Staats-Paradoxen vortrügen, und sie mit dem entscheidensten Tone dem Leser aufdrängen; Diesen kan ich ihnen aber nicht verzeihen, weil er von einer unendlich wichtigern Folge ist, und sie ein Christ sind.

Fürwahr. Sie hätten mit nichts mehr denen Freygeistern, nach dem von ihnen beliebten Ausdrucke, den **Hof machen** können.

Eine Religion, dabey Vorurtheile nöthig sind! So wollen sie eben die Christliche abgeschildert haben! Ja, wenn man ihnen einmal dieses einraumt, so liefert man ihnen die Schlüssel der Vestung in die Hände, und bald werden sie sauber mit der Stadt umgehen, deren Untergang sie schon lang geschworen haben.

O streichen sie mir doch diese Worte, und löschen sie, wenn es seyn kan, mit ihren Thränen aus. Wenn je ein Lehrer dem Vorurtheile, unter was für einer Gestalt es sich mag sehen lassen, den Krieg angekündigt hat, so ist es der Sohn Gottes. Wenn je einer auf die Untersuchung seiner Lehre dringt, so ists Jesus. Wenn jemand mit Nachdruck dem jüdischen Volke den blinden Glauben, den es aus Vorurtheil seinen Lehrern schenkte, verweiset, so ist es der Erlöser. Wenn jemand auf die Selbstverläugnung, und darunter ist die Entsagung aller Vorurtheilen

begriffen, mit Ernst bestehet, so ist er's. Keinen schädlichern Feind kennet Jesus für sich und seine Religion, als die Vorurtheile. Die Vorurtheile haben ihm den Haß der Welt, die Verfolgung der Synagog zugezogen, die Verwerfung seiner Lehre und die Verfolgung seiner Jünger veranlasset. Und er würde die Vorurtheile zu Hülfe nehmen, seine Lehrsäze geltend, und seine Religion befolgungswürdig zu machen! Das sey in Ewigkeit ferne! Wie kommen sie denn dazu, daß nachdem sie von der vermeinten Nothwendigkeit der Vorurtheilen bey Untergebenen und Lernenden gegen ihre Lehrmeister geredet, sie hinzusezen: **Unser hochgelobter Heiland verlangt selbst!** Nein, noch einmal, er verlangt hierin nichts dergleichen. Er verlangt, daß man seine Lehre nicht eher annehme, als bis man sich durch eine unpartheyische und ernsthafte Untersuchung, folglich ohne dem Vorurtheile etwas einzuräumen, wird überzeugt haben, daß sie die vernünftigste, die heiligste, die erhabenste, die

dem Menschen trostreicheste, die nüzlichste und die würdigste sey, Gott zugeschrieben zu werden. Allein, sagen sie: **Er verlangt, daß man erst seinen Willen thun solle, um inne zu werden, daß seine Lehre aus Gott sey.** — Erlauben sie mir aber zuerst, daß ich eine kleine Unrichtigkeit in der Anführung dieser Worte Christi bemerke. Keinen Articul aus dem Westphälischen Friedens-Schluß würden sie verstümmelt paßiren lassen; Ein Spruch aus der heiligen Schrift leidets noch vielweniger. **So jemand,** spricht er in dem VII. Cap. Johannis v. 17. **So jemand will des,** nemlich Gottes, **Willen thun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sey, oder ob ich von mir selbst rede.** Eben so viel als hätte er gesagt: Wenn ein Mensch Gott redlich liebet, und sich von Herzen vornimmt, seinen Willen, so bald er ihn wird erkannt haben zu befolgen, so bald wird er auch in meiner genau untersuchten Lehre alle Züge finden, an denen sich eine Lehre unterscheidet,

die Gott zum Urheber hat, und also daraus abnehmen können, daß ich nicht ein Betrüger bin, der seine Erfindungen für Göttliche Wahrheiten ausgiebt. — Ich frage sie, ist hierin das mindeste, das muthmassen liesse, der Erlöser verlange zur Annahme seiner Lehre etwas, das dem Vorurtheile nur im geringsten ähnlich wäre?

Er begehret eine Bereitwilligkeit, nicht seinen Willen zu erfüllen, denn er setzet zum voraus, man sehe ihn noch nicht für den an, der er war, sondern eine Bereitwilligkeit, Gott zu gehorchen, welches kein Vorurtheil zum Grunde hat, und alsdenn, sagt er, wird aus der Gegeneinanderhaltung seiner Lehre und des schon geoffenbarten, auf unwankelbaren Gründen ruhenden Willen Gottes erhellen, daß sie göttlich, mithin annehmungswürdig sey. So verstehen alle Theologen und Kunstrichter diese Worte. Wenn sie mir nicht trauen, so lesen sie die Paraphrase des seligen und gewiß rechtschaffenen Doddridge;

Sie lautet über diese Worte also: „ Wenn
„ ihr wünschet, die Beweise derselben (meiner
„ Lehre) recht einsehen zu lernen, so müsset
„ ihr eure angelegentlichste Sorge seyn lassen,
„ eine redliche und Gottseelige Gemüths-
„ fassung zu unterhalten. Denn wenn je-
„ mand vest entschlossen ist, die Gebote mei-
„ nes himmlischen Vaters zu beobachten,
„ **und seinen Willen zu thun**, ob es
„ gleich dem Trieb seiner verderbten Natur
„ so sehr zuwider ist, wird er alsdenn bald
„ inne werden, ob meine Lehre von Gott sey,
„ oder ob ich sie von mir selber rede; denn
„ der Beweis davon ist einem redlichen Ge-
„ müth klar und ausgemacht, und die Ueber-
„ einstimmung, welche ein solcher wahrhaftig
„ fromme Mensch zwischen dem ganzen
„ Zusammenhang meiner Lehre, und seiner
„ inwendigen Erfahrung antrift, wird ihm
„ statt tausend nachdenkender Beweisthü-
„ mer seyn: Mittlerweile könnt ihr selbst
„ an der Art meines Vortrags etwas
„ bemerken, so euch hinlänglich über-

„ zeugen kan, daß ich kein Betrüger
„ sey. „

Zur Strafe müssen sie noch einen Gedanken über diese Worte lesen: „ So jemand, sagt der würdige Herr Ober-
„ Consistorialrath Spalding, die redliche
„ Gesinnung hat, von ganzen Herzen vor
„ Gott ein guter Mensch zu seyn, der wird
„ die Lehre Jesu seinen Bedürfnissen so ge-
„ mäß, seinem grösten Glüke so zuträglich
„ und ihre mannigfaltige Beweise, wenn er
„ sie recht kennen lernet, so überwiegend fin-
„ den, daß dann schlechterdings keine wider-
„ strebende unglaubige Verwerfung mehr
„ statt haben kan. — „ So redet ein Mann, der ihnen hierin um so weniger verdächtig seyn kan, als er von Berlin, und wo ich nicht irre, ein Glied der Academie ist.

Nun werden sie hoffentlich, wenn sie noch von nöthigen Vorurtheilen reden werden,

nicht mehr sagen: Unser hochgelobter Heiland habe auch was dergleichen gefodert. Ich könnte hier nach dieser Abhandlung von den nöthigen Vorurtheilen, meine Anmerkungen über die Reliquien abbrechen. Ich thue nur noch kürzlich diese hinzu: Daß nemlich das Vorurtheil bey einem **Herrn gegen seinen Minister, daß er ihm mit Treue, Redlichkeit und Einsicht rathe und diene**, gegen des Herrn Verfassers Meinung S. 361. nicht nur nicht nöthig, sondern überaus schädlich ist. So bald dieses Vorurtheil bey ihm als **Vorurtheil** herrschet, wie bey K. **Theodos** dem Zweyten, und er seinem Diener ohngeprüfet alles gutes zutraut, und der Geschäfte sich nicht mehr mit einiger eignen Einsicht annimmt: so ist er, wenn der Diener nichts taugt, betrogen, verrathen und verkauft. Ein anders ist es, wenn man verlangt, daß der Herr seine Diener für ehrliche Leute halten solle; das ist seine Schuldigkeit, aber kein moralisches Vor-

urtheil, sondern eine rechtliche Präsumtion: quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium.

Nun nehme ich von den Lesern der Reliquien Abschied und sage ihnen:

Satis id dictum vobis puto jam atque deputo.

Plautus in prol. Pseudoli.

Erster

Erster Anhang
eines Aufsatzes
von der
Moral.

Die neuern Moralisten oder Sittenlehrer stellen uns die Sache so für, als ob der Mensch verbunden, auch hocherleuchtet von selbst nicht ungeneigt sey, sich oder seinen Zustand so vollkommen, als möglich, zu machen, oder daß er von einem Triebe zur Glükseeligkeit geleitet werde, und die neuen empfindenden Philosophen beschenken uns gar mit einem moralischen Sinne oder Gefühle. Der Freyherr von Wolff redet von nichts, als Vollkommenheiten, und hat alles demonstriret. Es lauft aber alles dahinaus, daß es in dieser Welt eine Glükseeligkeit gebe, nach welcher man ringen müsse, und Reichthum und Ehre werden mit unter die Mittel gezählet. Man fügt auch noch eine künftige Glükseе-

ligkeit hinzu. Indessen ist vorzüglich nur von einer irrdischen Glükseeligkeit die Rede. Die Mittel, zur künftigen zu gelangen, entdecket der Philosoph nicht. Er spricht zwar auch von den geoffenbarten Wahrheiten, von dem Vergnügen aus einer christlichen Tugendlehre, und dergleichen; aber er redet doch allemal von einer irrdischen Glükseeligkeit, von einer natürlichen Vollkommenheit, und verbindet den Menschen darnach zu streben. Den Reichthum und die Ehre zählet man mit dazu. Wolf sagt: „Und demnach thun diejenigen „unrecht, welche entweder ablaßen, zu erwer„ben, weil sie schon genug zu haben vermei„nen, oder auch das erworbene unnöthig „verschwenden, weil sie sich einbilden, zu „viel zu haben. **Ferner**: „und da derje„nige, der schon viel hat, deswegen nicht „die Freyheit erhält, den fernern Erwerb zu „unterlassen, so sind auch reiche Leute zu ar„beiten verbunden.„

Eine einzige Anmerkung wird hierbey genug seyn. Wer verbunden ist, wenn er nichts

hat, sich nicht nur das Nothdürftige, sondern auch einen Ueberfluß zu erwerben, und beym Ueberflusse nicht einmal den fernern Erwerb unterlassen darf, obgleich allemal, daß es auf rechtmäßige Art geschehe, vorausgesezt wird; wer ferner bey erlangten wahren Verdiensten nicht stille stehen darf, sondern sich befleißigen muß, daß solche öffentlich erkannt werden, das ist, daß er geehret werde; ja wer so gar, obschon auf rechtmäßige Art, nach Ehrenstellen streben muß, um sich vollkommener zu machen, und andern zu dienen: ein solcher Mensch muß sich nothwendig in ein unermeßliches Detail, oder in eine solche Menge kleiner Geschäfte und Bemühungen einlaßen, woraus große entstehen, oder welche große Geschäfte begleiten, und sich so vielen großen und kleinen Sorgen aussetzen, daß seine ganze Lebenszeit darauf gehet. Dieses ist aber zur irrdischen Glükseeligkeit noch lange nicht genug. Es gehöret auch ein gesunder Körper dazu, und wie viel Sorgen erfordert nicht dieser? Noch weiter aber: wenn ich von den geoffen-

barten göttlichen Wahrheiten schweige, und alles nach der sich selbst gelaßnen Vernunft betrachte: so stünde mir nichts im Wege, in Absicht auf alle und jede sinnliche Ergözlichkeiten es so weit zu treiben, als es ohne Zerrüttung meiner Gesundheit, und Beleidigung anderer geschehen kan. Nun finden sich in unsern Zeiten viele, und zu jeden Zeiten haben sich solche gefunden, die gegen Vortheile, die ein Reicher ihnen anbiethen kan, in alles das willigen, was seine Lüsternheit erheischet, und wie manche haben nicht eine so gute Natur, welche auch die größten Ausschweiffungen nicht zu Grunde richten können. Man hat große Herren, welche den Ruhm Gütiger und Gerechter Herren auch nach ihrem Tode behauptet, im übrigen nach morgenländischer Art ausschweiffen gesehen. Wie wäre es auch, wenn jemand so dächte, daß, weil er doch sterben müßte, er sich einen Zeitraum setzen wolte, binnen welchem er von seiner Gesundheit und Glüksumständen so lange einen unumschränkten Gebrauch machte, als beyde es aushalten könten? daß er auf diese Weise das Gewisse dem Un-

gewissen vorzöge? daß er nur geschwinder lebe? daß der Vorzug eines längern Lebens eine leere Einbildung sey? Man wird mir vielleicht das philosophische Compliment machen, daß ich die Moralisten, von welchen ich rede, nicht verstanden hätte. Allein dieses gehöret, wie die Juristen sagen, ad separatum; ich führe mit aller philosophischen Gleichgültigkeit nur Meinungen an, wobey ich die mindeste Rüksicht nicht auf die Personen nehme, die solche behauptet, oder nicht behauptet haben. Führe ich auch einen Todten namentlich an, und irre mich; so ist dieses nicht so genau zu nehmen, so lange er nicht ausdrüklich und vorsezlich etwas beschuldigt wird, das ihn auch noch im Grabe entehren könte. Es kommt allemal nur darauf an, ob ich im Uebrigen recht oder unrecht habe. Wem es nur um die Wahrheit zu thun ist, der vermeidet alle unnöthige Zänkereyen; solte er aber deswegen keinen Schriftsteller anführen? Ein anders ist es, wo der angeführte Schriftsteller ein Zeuge einer Geschichte seyn soll; oder wo sonst et-

was darauf beruhet, ob eben er eine solche Meinung geheget habe, oder wo die Absicht vornehmlich auf dessen Widerlegung gerichtet ist. Ich befinde mich aber hier überhaupt in keinem solchen Falle, und was ich hier einmische, geschiehet nur anderer wegen, die sich in einem solchen Falle befinden.

Wenn ich nun die Möglichkeit eines vollkommenen Zustandes in diesem Leben, welcher in irgend einigem Sinne den Namen der Glükseeligkeit verdienet, in Gedanken voraussetze, und Verbindlichkeiten oder Pflichten, nach solcher Glükseeligkeit zu ringen, erfinde; wenn ich ferner aufrichtig gegen mich und andere bin; wenn ich mich nicht übereile; denke und wieder denke; in der Tafel meines Gedächtnisses oft ändere und ausstreiche; wenn ich die mühsam herausgebrachten Reihen der Gedanken mit allen möglichen logicalischen Ellen ausmesse; wenn mich endlich mein Denken ganz ermüdet, und zu einem Ausspruche zwingt: so kan ich nicht anders sagen, als daß jene Moralisten epicurische Philosophen sind, wel-

che immer sagen müssen, daß sie von ihren Schülern unrecht verstanden würden, und welche immer von ihren Schülern unrecht verstanden werden müssen.

Wir wollen uns einmal einen Atheisten vorstellen, und mit solchem ein paar Worte von der Moral sprechen. Ich erwähle aber einen philosophischen Atheisten, welcher aus Gründen behauptet, daß kein Gott sey. Dieser läugnet entweder zugleich die Unsterblichkeit der Seele; oder er läßt sie zu. Es verwundere sich niemand, wenn ich als möglich setze, daß ein Gottesläugner gleichwohl seine Seele für unsterblich halten könne. Wir wollen aber erst jenen, dessen Seele mit ihrem Körper stirbt, herfürtreten lassen. Wo wird sich ein Zustand in dieser Welt finden, der sich für ihn schicke? Schliesse ich diesen Philosophen in seine Studierstube ein: so wird er sehr misvergnügt seyn, da seine Atheisterey ihm ein weites Feld freyer Handlungen öfnet, welche der Aberglaube andern untersaget. Mit einem Worte: das

Vergnügen, welches die Wissenschaften ihm gewähren können, ersetzet ihm sein gänzliches Nichtseyn, seinen ewigen Tod nicht. Mache ich ihn zum Großsultan, und setze ihn in ein Serail; so kommt auch dieser Vortheil gegen den Verlust, den er unvermeidlich leidet, in keinen Betracht. Und hundert Anmerkungen könten hier gemacht werden. Genug, unser Atheist ist nun in Umstände gesezt, wo er thun kan, was er will. Der Wolf ists auch. Jener fürchtet ein sich empörendes Volk, dieser den Jäger, oder die Hunde des wachsamen Hirten. Ist der Wolf glükseelig? Ein weniges Nachdenken wird den geehrten Leser nun selbst auf den Schluß leiten, daß für diesen Atheisten kein Zustand in dieser Welt zu finden sey, welcher ihn glükseelig machen könnte, oder der sich überhaupt nur für ihn, und für alle die schicke, welche die Unsterblichkeit ihrer Seele läugnen. Nichts kan der ausschweiffendste Witz erdenken, was ihren Verlust ersetze.

Der Gotteslängner von der andern Art aber, welcher seine Seele für unsterblich hält,

wird in diesem Leben keine Glükseeligkeit, und keine Vollkommenheit des Zustandes suchen. Er wird keinen Zustand finden, wie er seyn müßte, wenn kein Gott wäre. Er wird begreiffen, daß er, als ein gleichwohl denkendes, und zwar unsterbliches Wesen, eine weit grössere Macht über die leblosen Dinge wenigstens haben müsse, wenn kein Gott wäre. Er wird also bald überzeugt werden, daß seine wider Gott behauptete Unabhängigkeit ihm mit aller Herrlichkeit dieser Welt schlecht belohnet werde; er wird seinen gegenwärtigen Zustand einem gewissen Verhängnisse, welchem auch die klügsten Heiden ihre Götter unterworfen, zuschreiben, und im andern Leben den Aufschluß des Räthsels und seine Glükseeligkeit, wenn es eine giebt, erwarten.

Ein Deist, oder anderer Philosoph, welcher deswegen doch irren kan, wenn er gleich keinen besondern Namen hat, glaubt einen Gott, eine Vorsehung, eine unsterbliche Seele, und wenigstens in philosophischem Verstande, Strafen und Belohnungen jenes Le-

bens; nur nimmt er kein geoffenbartes Wort Gottes an. Kan dieser nach seinem System glauben, daß der Mensch bestimmt und verbunden sey, in diesem Leben nach einer Vollkommenheit seines Zustandes, nach einer Glükseeligkeit zu streben, und daß Reichthum, Ehre, und was sich hierbey leicht hinzudenken läßt, mit dazu gehören? Mich deucht, eben so wenig, als ein Reisender nach Berlin, der daselbst sich niederlassen soll, bestimmt und verbunden ist, sich in dem Orte der lezten oder gar mittlern Poststation ein Haus zu kaufen, und sich auf zwey Stunden, die er daselbst etwa warten muß, so einzurichten, als wenn er seine Lebenszeit da zubringen müßte. Alles, was ein solcher Weltweise nach seinem System glauben und zugeben kan, ist dieses, daß wir uns in diesem Leben auf jenes vorbereiten sollen. Wenn nun unsere Hauptsorge auf jenes Leben gerichtet ist: so wird uns alles, was wir hier zurüke lassen müssen, sehr verächtlich vorkommen. Hier eine Vollkommenheit seines Zustandes, hier eine Glükseeligkeit suchen, heißt ein Halbes zu einem Ganzen machen,

und Speisen verdauen wollen, noch ehe man sie genossen hat.

Aber der Christ — zu welchem Ende glaubt er in dieser Welt zu seyn? Um seiner Gesundheit zu warten? Um auf erlaubte Art seine Sinnen zu ergözen? Um Ehre zu erwerben, und in fraudem Euangelii den Kopf dabey zu hängen? Um Ueberfluß zu erwerben, und solchen immer zu vermehren? Um neben der Bibel auch des Freyherrn von Wolf Moral nüzlich nachzuschlagen? Ist dieses sein Endzweck?

Beym ersten Anblicke der heiligen Schrift findet man mit ganz leserlichen Buchstaben geschrieben, daß der erste Mensch zu einer Glükseeligkeit, deren Definition ich andern überlasse, und zu der unzertrennlich damit verknüpften Unsterblichkeit bestimmt gewesen sey; aber in einer Welt, die nicht mehr vorhanden ist; sie hieße das Paradis. Dieser Mensch ist gefallen in die Grube der Sterblichkeit; eine Grube, die er sich selbst gegraben hatte.

Ein aus dem Allerheiligsten ausgegangener Strahl entdeckete ihm einen Erlöser; dieser Erlöser kam, und die Art seines Empfangs ist in den heiligen Blättern aufbehalten. Indessen donnert die Stimme noch durch alle Zonen, welche den Menschen zuriefe: **Schaffet eure Seeligkeit mit Furcht und Zittern.** Was hat ein Christ zu thun, als seine Sünden zu beweinen? Soll er deswegen nicht arbeiten? Nein; aber nur das Nothdürftige muß sein Ziel seyn, und er muß Zeit genug zu seiner Selbsterkänntnis, zu seinen Bus- und Andachts-Uebungen übrig behalten; er muß alle Zerstreuungen wie tödende Schlangen fliehen, und wie solte ihm nur jemals einfallen können, daß er nach einer Vollkommenheit seines Zustandes in dieser Welt zu ringen, und hier eine Glükseeligkeit zu suchen habe? In der gefallenen Welt soll der Mensch nicht glükseelig seyn; im Schweiße seines Angesichts soll er sein Brod essen. Wie stimmt aber dieses mit der gegenwärtigen Einrichtung der Welt überein? Die Christen wird man also nur unter den Bettlern suchen müssen, wie

die Juden ihren zweyten Meßiam? Zur Zeit, da unser Heiland als Mensch sichtbar auf der Erde wandelte, hatten es die Seinigen doch noch besser: Denn er machte aus Wasser einen Hochzeitwein. Nur Gedult. Wir finden in den Blättern des neuen Bundes nicht die mindeste Spur von einem Entwurfe eines christlichen Staates. Es ist allenthalben die Rede von einer unsichtbaren Kirche, von einem kleinen Häuflein Kinder Gottes, die zusammen einen sehr kleinen bürgerlichen Staat ausmachen würden, und unendlich mühsamer als jene Potzdammischen Riesen zusammen geworben werden müßten. Ein solcher Staat könte nicht ohne Gottes unmittelbare Regierung bestehen; die Theocratie hat aber längst aufgehöret, und auf die Legiones fulminatrices, oder Donner-Legionen, welche Donner und Regen vom Himmel herunter bäten, sich zu verlassen, wäre zu mislich.

Es ist also der Knoten so schwer nicht aufzulösen. Das Erlösungswerk hat in dem Pla-

ne der göttlichen Vorsehung noch mehrere Theile. Mit den **einzelnen Christen** aber hat es seine eigne Bewandnis. Diese sind es nicht; oder sie müssen so seyn, wie sie der Geist Gottes selbst abbildet. Um die Sache deutlicher zu machen, will ich die Christen eintheilen I. in Namen-Christen; II. in Christen in weiterm Sinne; III. in Christen im engesten Sinne.

Die erstern sind, die nur so heißen, es sey nun, daß sie häuchelnde, oder gleichgültige, oder sceptische Christen sind, und darunter gehören also Leute, die ehrbar und unehrbar leben, ja selbst Atheisten können mit darunter gerechnet werden, wenn sie sich öffentlich zu einer christlichen Gemeinde bekennen, und nur heimlich Atheisten sind.

Die andern sind rechtschaffne Leute, welche die Wahrheit der christlichen Religion aus Gründen annehmen; in der Ausübung aber es nicht weiter bringen, als ehrbare Heiden es

gebracht

gebracht haben, und unter welchen keiner dem Socrates gleich komt. Im Grunde sind sie theils sceptische Christen, welche die christliche Religion nicht verwerfen, aber sich nur an das Wahrscheinliche halten, ohne eine Gewisheit sich zu versprechen; theils abergläubische Christen. Die Namenschristen, und diese, von welchen jezt geredet worden, erfordern also keine andere Einrichtung so wohl der moralischen Welt überhaupt, als der bürgerlichen Verfassung insbesondere.

Die Christen im engesten Verstande sind diejenigen, wie sie die heilige Schrift abbildet; es sind diejenigen, die, wenn sie nicht geneigter zum Weinen, als zum Lachen wären, darüber lachen müßten, daß sie eine Glükseeligkeit in diesem Leben zu suchen hätten; ja gar verbunden wären, sie zu suchen. Diese brauchen auch eben deswegen keine besondere Einrichtung der bürgerlichen Verfassung, und

leben ohnedies fast in allen Welttheilen zerstreuet.

Der Schluß aus diesem allem ist, daß kein Zustand in diesem Leben erdacht werden kan, welcher den Nahmen einer Glükseeligkeit verdiene, und welchen Zustand man sich auch erdenke, der etwas oder viel von demjenigen bey sich führet, was man in jedem Sinne unter dem Worte: Glükseeligkeit, verstehen mag, dennoch keine Verbindlichkeit in unserer Natur liege, uns in solchen Zustand zu setzen, gleich als wäre dieser Zustand ein uns vorgeschriebener Zwek, welchen wir nothwendig erreichen müßten, und gleich als ob unsere Pflichten daraus folgten, und also ein Moralsystem darauf gegründet werden könte. Atheisten, Deisten und Christen stimmen darinnen mit einander überein: daß es uns unverwehrt sey, uns unserer Vernunft zu gebrauchen; nicht aber folgt daraus, daß uns solche zu etwas verbinde.

Das zweydeutige nehmlich, welches in dem Worte: Vernunft, stecket, muß zuvorderst gehoben werden. Seines gesunden Verstandes wird sich ein jeder gerne bedienen. Dieser lehret uns, gegenwärtige Dinge zuverläßiger erkennen, als die Berichte sind, welche die oft zu leichtgläubigen Sinnen uns davon abstatten. Dieser lehret uns, aus dem gegenwärtigen das Vergangene zu entdecken, und einen Schluß auf das Künftige zu machen, oder eine Vermutung glüklich zu wagen.

Wir werden uns also in jedem Zustande, in welchem wir uns befinden, unsers gesunden Verstandes bedienen, und wir bedürfen hierbey so wenig einer Verbindlichkeit, als es dem Naturgesetze zu gefallen geschiehet, daß wir uns unserer Augen zum sehen, unserer Füsse zum gehen bedienen. Wo aber unser Verstand von Moralitäten urtheilen soll; da höret die Einförmigkeit unserer Gedanken oder

Schlüsse mit den Gedanken oder Schlüssen anderer Menschen auf; da verfahren wir entweder blos sceptisch, und wählen in demselbigen Zustande zu der Zeit, was wir in demselbigen Zustande zu einer andern Zeit verwerfen; oder wir handeln nach einem System, welches andere hingegen nicht annehmen, und nach einem andern handeln.

Unsern Gegnern fehlet es indessen so wenig an Vernunft, als uns, und damit man nicht einwenden könne, daß gleichwohl nur eine Wahrheit sey: so ist die Erinnerung nöthig, daß hier nicht von der speculativischen Vernunft, wie sie sich in abstracten Schlüssen darstellet, allein die Rede sey, sondern zugleich von der Vernunft, wie sie von jedem Menschen, indem er handelt, in die Ausübung gebracht wird. Wer ist mir gut dafür, daß der tiefsinnigste Philosoph in demselben Falle, wo seine betrachtende Vernunft des andern Betragen tadelt, nicht eben

so handeln würde? So verschieden nun aber das System ist, nach welchem der Wille verschiedener Menschen handelt; so wenig einförmig sind auch die Menschen in ihren theoretischen Systemen, welche ich den practischen nicht in Absicht auf die Objecte entgegen setze; sondern ich verstehe unter den practischen diejenigen Systemen, nach welchen die Menschen würklich handeln, und die man also aus ihren Handlungen erlernen muß.

Wenn nun der Saz fest gesezt wird, daß wir uns unseres Verstandes gebrauchen, ohne einer Verbindlichkeit dazu zu bedürfen; so wird es leicht begreiflich seyn, daß wir uns können vernünftig betragen, ohne daß eine Pflicht zum Grunde liege. Unsere Fähigkeiten entwikeln sich von selbst nach und nach; es ist uns natürlich, solche nicht ungebraucht zu lassen; von äußern Ursachen werden wir gleichsam von ungefähr geleitet; die Betrach-

tung des Zusammenhanges der Dinge biethet uns mancherley Bewegungsgründe von selbst dar: wer wolte aber aus diesen Bewegungsgründen Pflichten machen? Nicht einmal kan man sagen, daß wenigstens unter der Bedingung, wenn der Mensch vernünftig handeln wolte, er diese Handlung vornehmen, jene unterlassen müßte: denn die Vernunftmäßigkeit einer Handlung ist nicht einförmig; sondern variiret, wie oben schon klar gemacht worden. Ein anders ist der mögliche Mensch in der möglichen Welt; ein anders der würkliche in der würklichen.

So viel liegt allemal in unserer Natur und mehr nicht, daß wir uns unserm jedesmaligen Zustande auf ein oder andere Art gemäß bezeugen. In einem Falle ist eine physische Nothwendigkeit vorhanden, und der Lahme erfüllt deswegen keine Pflicht, wenn er das Gehen unterläßt. In dem andern Falle, wo solche nicht vorhanden ist, ist gemeiniglich

eine Necessitas Nexus, oder eine Nothwendigkeit des Zusammenhangs vorhanden, wodurch die freyen Bewegungen unsers Körpers nicht gehemmet; wir aber deswegen doch determiniret werden, so, daß ein höheres Wesen unsere Handlungen mit Gewisheit vorher sehen kan, wenn sie uns selbst und anderen Menschen gleich noch nicht gewis sind. Diese Nothwendigkeit kan man in einem Sinne eine moralische nennen; aber nicht im völligen Sinne, den dieses Wort hat, und nicht in dem Sinne, wo man unter einer moralischen Nothwendigkeit ein Gesetze oder eine Pflicht verstehet. Der dritte Fall ist, wo wir willkührlich handeln, und unsere jedesmalige Gemüthsverfassung allein entscheidet, und wo wir deswegen noch lange nicht practisch unvernünftig handeln, wenn gleich noch so viel wider unsere Handlung eingewendet werden kan. Genug, eine Handlung ist practisch vernünftig, oder weder vernünftig noch unvernünftig, wenn sie un-

serm jedesmaligen Zustande gemäß ist. Wir handeln aber niemals unserm Zustande ungemäß; gleichwohl können wir sagen, daß wir oder ein anderer seinem Zustande ungemäß gehandelt habe, wenn wir die Sache abstract betrachten. Keine Vollkommenheit, keine Glükseeligkeit kommt hier in Betrachtung, in wie ferne darunter ein einförmiges unveränderliches Object verstanden wird nach welchem wir in diesem, in Ansehung jeden einzelnen Menschens mit seiner Geburt anfangenden, und mit seinem Tode aufhörenden Lebens zu streben, und darinnen entweder natürlichen Trieben, oder einer in des Freyherrn von Wolf weitläuftigen philosophischen Werken uns hinterlaßnen Vernunft zu folgen hätten. Man setze an des Wolfs Stelle einen andern Schriftsteller, welchen man will; es ist hier einerley. Genug, daß ein solcher Schriftsteller in einem solchen Falle, in welchem wir uns hier befinden, schon kan anstatt der Vernunft angeführet werden, wenn er einen großen Anhang hat.

Die Natur hat hierinnen nichts bestimmt; unser jedesmaliger Zustand ist ihr, und unser Zweck. Ein jeder schnitzt sich den Götzen seiner Glükseeligkeit selbst, zerbricht, zerhauet, und verbrennt ihn wieder. Die gemeine Glükseeligkeit ist einem hölzernen Schießvogel gleich, nach welchem hundert zielen. Der schießt die Krone, der den Flügel, und der einen Fuß herunter; der glüklichere den Rumpf, und einer ist manchesmal so glüklich und impertinent, daß er gleich Anfangs den ganzen Vogel herunter schießt, und neun und neunzig kommen zu kurz, noch ehe sie einen Schuß gethan haben. Ein anderer Vogel wird bald wieder aufgesteckt, und das Kinderspiel fängt von neuem an.

Mich deucht, ich höre auf das neue ein Murmeln: haben also unsere Handlungen keine Moralität? Ist also kein Naturgesetze? Diejenigen, die mich dieses fragen, haben mich

noch wenig verstanden. Wir wollen den Deisten wieder sprechen lassen. Ich lasse ihn nicht nur ein künftiges Leben, sondern auch Lohn und Strafe glauben. Ich halte mich bey Unterscheidungen nicht auf, die mir wohl bekannt sind, hier aber zur Sache nichts thun. Muß dieser Deiste nicht nothwendig unsere Moral; nicht nothwendig ein Naturgesetze annehmen? Keinesweges. Worauf gründet er denn seinen Lohn und Strafe? Auf die bloße Vollkommenheit Gottes, deren ehrfurchtsvoller Anblik ihm nicht erlaubet, nur zu träumen, daß diese oder jene Handlung, die sein edles Herze verabscheuet, Gott gleichgültig, oder gar angenehm; jene fürtrefliche, und Gott selbst anständige Handlung aber, woraus er das reineste Vergnügen schöpfet, von dem Allervollkommensten Wesen unbemerket bleiben solte? Aber dieser Betrachtungen ungeachtet findet er keinen in der Natur liegenden Zwang zu Unterlassung jener, und Begehung dieser Handlungen; er findet die allererhabensten Gedanken nicht hinreichend,

in den Willen zu würken; er findet nirgends eine moralische Nothwendigkeit; er läßt sich mit philosophischen Kunstwörtern nicht abspeisen; weder die Vernunft, noch ein Trieb offenbaret ihm das mindeste von einem göttlichen Gesetze, welches sich aus der blossen Betrachtung göttlicher Vollkommenheiten wahrhaftig nicht herleiten läßt. Wohin führet ihn aber diese Betrachtung? Er denket, was er denkt, und thut, was er thut. Zu meinem Zwecke reichet es überflüßig hin, daß ich begreiflich gemacht habe, wie ohne Voraussetzung eines Naturgesetzes nichts desto minder Unsterblichkeit, und Lohn und Strafe behauptet werden können. Ich nehme dieses System darum noch nicht an, und ich verwerfe es auch nicht. Mein Endzweck geht ganz genau nur auf das, was nach dem Zusammenhange hieher gehöret; das übrige bleibt an seinen Ort ausgestellt.

Noch eine Anmerkung muß ich machen. Der Deist ist von seiner Dependenz von

Gott gar bald überzeugt; die Betrachtung einer Handlung, welche Gott misfallen, und einer, die ihm gefallen müßte, führen ihn leicht auf den Gedanken, daß jene von Gott verbothen; diese gebothen sey; seine Dependenz kommt hinzu, und das Naturgesetze ist also fertig. Es ist wahr, daß ein Deist so denken könne, und hierwider wende ich nichts ein; es ist aber nicht wahr, daß er nach seinem System so denken müste. Was Gott, menschlich zu reden, wohlgefallen muß, muß ihm, auch nur menschlich zu reden, deswegen noch lange nicht auch als Gesetzgebern gefallen; und so verhält es sich mit dem, was ihm misfallen muß. Aus unsrer Dependenz folgt auch noch lange keine göttliche Gesezgebung, indem sich Gott nicht in dem Falle eines menschlichen Regenten befindet.

Nur noch ein Schritt aber, und aus dem Deisten wird ein Christ. Folgt aus dem

vorhergehenden die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung? Nein, an und vor sich nicht; es muß noch etwas hinzukommen. Der Deist stehet jezt zwischen zweyen Spiegeln, welche die Objecte vervielfältigen; er sieht sich selbst in der mehreren Zahl, und schließt also von sich auf andere. Wie schließt er aber? Ich befinde mich in einer Gemüthsverfassung, in welcher ich aus Erfüllung des göttlichen Willens, den ich nur errathe, ein unaussprechliches Vergnügen schöpfe; was würde ich thun, wenn dieser heilige Wille mir offenbaret wäre? Ich bin es nicht allein; es denken andere mit mir auch so; aber nicht alle. Solte es möglich seyn, daß diejenigen, die sich mit mir in gleichem Zustande befinden, so gar verlassen seyn solten? Man spricht von einem göttlichen Buche. Millionen bleibt es nach gegenwärtiger Einrichtung der Welt unbekannt. Was hilft es ihnen also? Auf eine Nothwendigkeit einer Offenbarung, in wie ferne die Rede von allen Menschen ist, kan ich also freylich nicht schliessen; ich muß

aber gleichwohl die allerhöchste Weisheit in einer solchen Art der Offenbarung bewundern, welche mit dem Zusammenhange der Dinge sowohl übereinstimmt. Ich begreiffe, daß das Thun einzelner Menschen nicht die ganze Beschäftigung der Fürsehung sey. Daß das heilige Buch, welches so viel Aufsehen macht, ein Werk der Vorsehung sey, deren Zweck weiter gehet; daß es auch unabhängig von seiner Göttlichkeit doch in vorzüglicherem Sinne ein Werk der Vorsehung sey, als irgend ein anderes Buch. Aber welche Zweifel entstehen in mir; vergehen, kommen wieder, und — Doch ich finde mich zu recht.

Daß ein solches Buch vorhanden ist; daß es die göttliche Vorsehung habe dabey belassen wollen; daß uns nun nichts übrig sey, als mit dem todten Buchstaben Begriffe unserer Vernunft zu verknüpfen: durch unsere Vernunft uns von der Göttlichkeit dieses Buches zu überzeugen, ja gar Hierarchien und andere

Systemen darauf zu gründen; Jahrhunderte solches Buch falsch auszulegen; dann Reformationen zu erwarten, und dann — Nun, dieses folgt nicht, ob ich gleich dieses alles mit gewissen Gesellschaftsmeinungen, die man recipirte Religionen nennet, nicht zu vereinbaren weiß. Aber dieses stöhret mich nicht: ich lese alles dieses im Buche der Vorsehung. Es kan im Ganzen alles beysammen bestehen. Die theologischen Systemen können ihren Nutzen haben. Die Vorsehung duldet auch Christen im weitläuftigsten Sinne, und diese können auf solche Art geführet werden. Diejenigen, welche dieses Buch gar nicht annehmen, ja ein falsches an dessen Stelle anbeten, sind nichts desto weniger Kinder und Unmündige, wie wir, deren Vormünderin die Vorsehung ist. Wie werde ich aber überzeugt? Die Wahrheit redet durch das Organ der Vernunft. — Aber ach, dieses Werkzeug verändert ihre Stimme zu sehr. Doch ich sehe ja klar beym Lichte der Vernunft. — Aber sein Strahl spaltet sich in zu viele Farben. Sol-

ten denn die göttlichen Eingebungen gänzlich aufgehöret haben? Sind keine Grade derselben möglich? Kan keine unmittelbar gewürkte Ueberzeugung mehr Platz finden, ohne daß der Ueberzeugte zugleich ein begeisterter Prophet sey? Solte sich in dem uns vorgelegten Buche nicht etwas menschliches vom göttlichen unterscheiden lassen? Solten sich einige wenige wahre Christen finden, aus deren Leben selbst ich eine Ueberzeugung schöpfen könte? Solte — hier lasse ich meinen Deisten allein reden, ohne ihm weiter zuzuhören. Was aus ihm geworden ist, ist mir unbekannt. Vermutlich am Ende ein wahrer Christ.

Zweiter Anhang.

Etwas

von unserer

Bestimmung.

Von der Thorheit sind wir längst zurüke gekommen, als ob Himmel, Sonne und Sterne nur um unsertwillen da seyen; aber das unermeßliche Meer? Aber die Pflanzen? Aber die Thiere? Nicht alles, wovon wir einen Gebrauch machen können, ist deswegen um unsertwillen da. Unzählig andere Endzwecke können damit verknüpfet seyn; Dinge können um ihrer selbst willen da seyn; und zugleich mit andern in einer Gebrauchsverbindung stehen.

So ist unsere Welt eingerichtet, daß des einen Verderben, des andern Wohlfahrt; des einen Untergang, des andern Aufgang; des einen Tod, des andern Leben ist. Aber

jedes hat unabhängig vom andern sein bestimmtes Ziel; was ist unsere Bestimmung? Warum sind wir hier? Warum in einen solchen Zusammenhang von Dingen verwickelt? Warum mit sehenden Augen so blind? Mit hörenden Ohren so taub? Warum haben wir so viele Wünsche, wenn sie nicht erfüllet werden? Warum hat der Strauß Flügel, ohne fliegen zu können?

Einige Menschen sind mit der Welt, wie die Pflanzen mit der Erde; andere mit der nemlichen Welt leichter trennbar, wie ein Schiff mit dem Meere, verknüpfet. Eingeschränkt auf unsere Lebenszeit, und auf unsere Schicksale, die der Tod endiget, ist unsere Bestimmung hiernieden nicht gleichförmig. Weiter aber, über Tod und Welt hinaus, öfnet sich uns allen eine unbestimmte Aussicht in eine andere, hier unsichtbare, hier wie ein Kern in hundert Schaalen eingewickelt liegende Welt, und dieser unsichtbaren Welt sind wir zinsbar, und unwissende Sammler für andere Wesen.

Aber wir sollen mehr **Handeln**, als **Denken**, und wie sollen wir handeln? Als Sterbliche immer mehr für andere, als für uns; für die Nachwelt. Wären wir **hier** unsterblich; dieses änderte alles. Was sind also unsere Pflichten: was ist der wahre Begrif von einer Pflicht? Ohne zu wissen, was unsere Bestimmung ist, können wir keinen Begrif von einer Pflicht haben. Die subjectiven Pflichten sind, die unsern Willen gleichsam durch einen Naturzwang determinirende Gründe; die objectiven sind die Mittel, den Endzweck unserer Bestimmung zu erfüllen. Diese Mittel werden zur subjectiven Pflicht, so bald der Verstand sich solche vorstellet, und das übrige damit übereinstimmet.

Alles, was ein Mittel abgeben kan, den Endzweck unserer Bestimmung zu erfüllen, kan uns als eine Pflicht vorgehalten werden. Die Ergreiffung oder Anwendung dieses Mittels aber erfordert nicht blos unser Wollen; sondern einen damit übereinstimmigen Zusam-

menhang von Dingen. Ein anders ist also, was uns zur Aufmunterung fürtreflicher Handlungen dienen kan; ein anders, was uns zugerechnet werden soll, wofür wir Rede und Antwort geben, und so gar positive Strafen erwarten sollen.

Der menschliche Richter bekümmert sich um die metaphysische Weltverfassung nicht, und so, wie er eine Uhr zerstöhret, oder abschaffet, dieweil sie immer unrichtig gehet, eine ganze Stadt in Verwirrung setzet: so hält er es auch mit einem Menschen, welcher dem gemeinen Wesen schädlich ist, und ist um den Zusammenhang der Dinge nicht bekümmert, dessen ganze Entwickelung vielleicht eine vollständige Vertheidigung eines solchen Unglüklichen seyn würde.

Mit dem göttlichen Richter verhält es sich unendlich verschieden. Dieser siehet den ganzen Zusammenhang der Dinge auf das allervollständigste ein. O, allergerechtester Richter! O, wären keine andere als Du! Du

hast allein das Recht, uns ungehöret zu beurtheilen: denn du bist allwissend, und bedarfst nicht des betrüglichen Hülfsmittels der Abhörung der Zeugen!

Ungleich ist freylich unsere Bestimmung hiernieden: aber Berge und Thäler spielen uns vor; nichts solte gleich seyn. Die Kinder in der Wiege und im Grabe zugleicher Zeit! die Greissen Kinder; die Männer Knaben; Millionen Menschen ohne andere Begriffe, als vom Pfluge; ohne andere Begriffe, als vom Säbel, vom Bogen, vom Pfeile; ohne andere Begriffe, als vom Schweine, vom Hirsche; ohne Fischfett ein Tocht ohne Oehle; ohne Crocodil, ohne Gott!

Die Thiere? sind sie Maschinen? Nein. Haben sie Seelen? Ja. Sind solche unsterblich? Sie wären sonst keine Seelen. Ist kein Zustand für sie möglich, wo sie vollkommener werden können? Was werden sie endlich? Wir müssen unsere Unwissenheit bekennen.

Pythagoras machte sich wenig daraus, sie Menschen werden, ja gar uns selbst mehr als einmal auf dieser Bühne erscheinen zu lassen, und damit wäre freylich der Knote gelöset; aber wir wissen ja, dem Himmel sey Dank! längst, daß er ein Thor war.

Pythagoras ein Thor? Ja, freylich; sonst wären wir nicht gescheut. Unsere wahre Bestimmung ist erst allerneuest entdecket worden. Wir sind hier, um unsern Geist zu erhöhen, so wie der Schulmeister bestellet ist, die Sprache zu bereichern; wir sind hier, um zu dem Besitze einer wahren Gemüthsruhe zu gelangen, so wie eine Schildwache auf dem Posten stehet, um ruhig zu schlafen. Wir sind hier, um Tugend auszuüben, so wie der Husar im Lande herumschweiffet, um gute Ordnung zu halten.

Nichts ist so lächerlich, als daß wir die Gabe, die wir haben, etwas ganz gelassen so anzusehen, oder für das würklich zu halten, wie es nach unsern Begriffen seyn

könte, und nach gewissen Voraussetzungen seyn solte, so fort also misbrauchen, um den Menschen, Gott weiß, wozu? zu bestimmen. Er wird gebohren, er lebt, und stirbt, dabey müssen wir bestehen bleiben, nur daß die Fortpflanzung; nur daß die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes alle unsere Betrachtung verdienet, und wenn wir einen Gedankenschritt in die andere Welt thun, wir uns besinnen, daß wir eine fremde Gränze betreten.

Ehe wir fragen: wozu wir bestimmet seyen? Ehe wir dieses fragen, fragen wir billig zuerst: wer wir seyen? Ich nehme die gemeine Meinung an, daß wir aus Seele und Leibe bestehen. Die Seele, vom Körper abgesondert, ist ein Geist. Ist dieser Geist von Ewigkeit vorhanden? Ist er es; so fragen wir lächerlich nach seiner Bestimmung: denn er ergänzet alsdenn das grosse All, das ohne ihn kein All wäre. Aber auf welche Art ergänzet er es? Dieses bliebe uns übrig zu fra-

gen, und seine Bestimmung hiesse alsdenn nichts anders, als die Stelle, welche die Ewigkeit ihm in der unendlichen Reihe der Dinge angewiesen hätte. Ist dieser Geist aber in der Zeit erschaffen: so kan man wohl fragen, warum er erschaffen worden? Man kan dieses wohl fragen; aber ohne eine Antwort zu erwarten. Derjenige, der ihn erschaffen hat, weiß es am besten, und ohne vorgängige göttliche Offenbahrung heißt es bey uns: Non liquet, es ist nicht klar.

Ein anders ists also, wenn die Rede nur davon seyn soll, was wir, wir mögen thun und lassen, was wir wollen, endlich werden; ein anders ist es, was wir nach eines Wesens, das über uns ist, Willen und Absicht thun oder lassen sollen? was wir hernach werden, wenn wir dieses thun oder lassen, werden wir erfahren, und müssen dieses erwarten. Dieses alles mögten viele Tausende gerne wissen.

Wir haben eine active und paßive Bestimmung. Nach der paßiven Bestimmung dienen wir Myriaden von Dingen zu Mitteln, wodurch sie werden, was sie werden sollen. Es soll einmal die Materie (Vniuersum materiale) alle mögliche Gestalten bekommen; ohne uns erfolgte dieses nicht, und ein grosser Zweck wäre vergeblich intendiret; ein grosser Gedanke zu einer Phantasie; ein unermeßlicher Plan zu einem Romane geworden.

Mehr paßiv, als activ, ist unsere Bestimmung hiernieden. Für Millionen ist nur eine gleichförmige Bestimmung; wenige Einzelne werden unterschieden, und sind in einer Kette nur grössere Ringe, oder von bessern Metalle. Indem der Geist sich gleichsam materialisiret, spiritualisiret sich die Materie. Es ist hier der Ort nicht, dieses weiter auszuführen.

Nichts ist aber so seltsam, als daß unsere Begriffe hier erst in der Wiege, oder in Mutterleibe, ihren Anfang nehmen, und die an der Brust der Mutter sterbende Kinder Begriffe in jene Welt mitbringen sollen, die ihnen weiter hülfen. Es ist etwas daran; es ist nicht ganz ohne; nicht ganz erträumet; aber **hier thut es nichts** zur **Sache.** Ein Geist existiret keinen Augenblick, ohne zu denken, und lächerlich ist der Geist, der zum Denken einen Körper brauchet.

Ganz anders aber denket ein Geist, welcher mit einem Körper vereiniget ist. Die sogenannten Ideae sensibiles sind ohne Körper nicht möglich. **Empfindungen** der uns bekannten Art hätten wir ohne Körper nicht; es solten aber solche **Empfindungen** würklich werden, und gewisse Geister wurden deswegen mit Leibern vereiniget. Aber dieses alles gehöret noch zu unserer **paßiven** Bestimmung.

Wie siehet es um das aus, was wir hier lernen? Der Mathematicker kommt in jener Welt zu kurz; der Arzt hat hier nichts als Q . . . gesehen; der Physicker mit seinen Eyern? Er wird ankommen, wie der Metaphysicker mit der Unveränderlichkeit der Wesen, auf die Materie angewendet. Der Geschichtschreiber? wo er hier Lüken nur gesehen, wird er dort Abgründe schauen. Der Rechtsgelehrte? Dort ist ein ganz anderes Recht, als unser Verhältnisrecht hiernieden. Der Publicist? Es kommt darauf an, ob man dorten Maculatur brauchet. Der Astronom? wie wird er erstaunen, wenn er wahrnehmen wird, daß die Sterne, die er hier beschauet, dort lauter Theologen seyen!

Wir haben aber grosse und kleine Geister unter uns; Tugendhafte und Lasterhafte: was bedeutet dieses? Der wird durch das Laster berühmt, wie ein Monster durch Häßlichkeit; ein anderer durch die Tugend, wie eine Braut durch Schönheit, so lange sie Braut ist — als Frau? Caetera quis nescit? Was ist sol-

cher, unter so vielen Tausenden unterschiedener Menschen Schicksal? Wie viele sind auch hiernieden nur berufen? Wie wenige gewählet?

Der gröste Geist wird, wie das edelste, mutigste Pferd, durch eine Eselslast unterdrucket. Das schärfste Auge wird durch einen ungefähren kleinen Bliz geblendet; der feinste Geruch durch eine Verstopfung der Nase geschwächet; das zärteste Gefühle durch grobe Arbeit getödtet; der flüchtigste Fuß durch eine Bindung eines Nerven gelähmet. Alles widersezet sich dem eitlen Bestreben, sich über den Staub zu erheben, und die Vernunft der Weisen gleichet einem Siebe, welches vom Vorurtheile nur den Sand durchlässet; das festere zurük behält.

Wir sind für Thiere bestimmt; Thiere für uns. Selbst die uns nährende Erde bedarf unserer Hülfe. Ungebauet würde sie morastig in sich selbst zerfallen, oder durch innere Erschütterungen von einander bersten.

Unzählige Begebenheiten werden durch uns herfürgebracht. Ein jedes kommendes Jahrhundert ist die Sonne, welche die Eyer ausbrütet, die das vorige auf dem Strande zurükgelassen. Alles wechselt in einer unbegreiflichen Ordnung ab.

Ich weiß nicht, ob den wenigen Sammlern eines Moralien-Cabinets das Folgende nüzlich seyn könne. Ehe es verlohren gehet, mag es hier einen Plaz finden. Zwischen dem geschliffenen und ungeschliffenen Kieselsteine stehet der rohe Diamant; zwischen dem Ungelehrten und Gelehrten, der Barde; zwischen der Glükseeligkeit des Himmels, und Unglükseeligkeit der Hölle, der Mittelstand des Menschen; zwischen Niedrigkeit und Hoheit, die Demut; zwischen Laster und Tugend, die Ehrlichkeit; zwischen Grobheit und Höflichkeit, der Wohlstand; zwischen Dummheit und Klugheit, die Einfalt; zwischen Verachtung und Hochachtung, die Kaltsinnigkeit; zwischen einem kaltsinnigen und Antheilnehmenden Lobe, die Enthaltsamkeit des Tadels; zwischen un-

billigem und billigem Tadel, ein Urtheil, andern überlassen; zwischen einem guten und bösen Zeugnisse, ein Gesundsheitspaß; zwischen Schön und Häßlich, die Anmut; zwischen Mutwillen und Ernst, der Scherz; zwischen Arglist und Klugheit, die gute List, gemeine Vorsicht; zwischen Gut und Böse, die Unschädlichkeit; zwischen Unleidsamkeit und Leidsamkeit, die Sanftmut; zwischen Vorurtheil und Aberglauben, der Zweifel; zwischen Aberglauben und Unglauben, der Glaube; zwischen Recht und Unrecht, die Billigkeit; zwischen der Schwazhaftigkeit und Offenherzigkeit, die Gesprächigkeit; zwischen Vorsichtigkeit im Reden, und mürrischen Zurükhalten, die Freymütigkeit; zwischen Verschwiegenheit und Tükheit, die Heimlichkeit; zwischen veränderlich und einerley, die Gleichheit; zwischen Furcht und Hofnung, die Geduld; zwischen Geduld und Trost, die Gelassenheit; zwischen der Strenge und Gelindigkeit, die Gerechtigkeit; zwischen der Hitze und Nachgiebigkeit, der Ernst; zwischen dem

Zorne

Zorne und der Gleichgültigkeit, die Empfindlichkeit; zwischen Biegsamkeit und Unbiegsamkeit, die Verträglichkeit; zwischen Stolz und Hochmut, der Ehrgeiz; zwischen dem Ehrgeize und der Heldensucht, die Ruhmbegierde; zwischen Unversöhnlichkeit und Schwachherzigkeit, der Edelmut; zwischen Aufrichtung (Consolation) und Gelassenheit, die Großmut.

Es ist dieses ein kurzer Auszug eines der wichtigsten Hauptstüke der Moralphilosophie. Zu unserer paßiven Bestimmung gehöret allerdings die Cultur einer so genannten Moral; von der nächsten Beziehung unserer groben und feinen Sitten aber auf den unsichtbaren Zusammenhang der Dinge mögen nur die allerwenigsten Weisen einen Schimmer erblicket haben.

Wir haben nur eine Seele, und scheinen fast zwey zu haben; aber warum? Wir sind unsterbliche, und also halb schon in jener, und halb nur in dieser Welt. Anders ist der Schau-

spieler auf dem Theater; anders in seiner gewöhnlichen Tracht. Cette duplicité de l'homme est si visible, qu'il y en a qui ont pensé que nous avions deux ames. **Pascal** in seinen Pensées p. 31. Man kan seine Betrachtungen nicht ernsthaft genug an diesen wichtigen Gegenstand heften.

Worauf gründen sich unsere Politessen oder Höflichkeiten? Solche zuerst von den Nachahmungen der Moden-Affen unterschieden, sind sie nichts anders, als ein Gefühle einer innern Würdigkeit. Warum rühret uns an jenem Schäfer die ausserordentliche Sittsamkeit mit einer hohen Mine verknüpfet? Er weiß, daß er ein Prinz, aber im Unglücke ist.

Mit bösen und schlechten Leuten umzugehen, kan man zwar nicht vermeiden, il faut dans le commerce, sagt la Bruyere, des Pieçes d'or et de la monnoie; aber eine schlechte geringhaltige Münze **verträgt** kein ehrlicher Mann, giebt sie aus, weil er es nicht ändern kan, **aber mit Unwillen.**

Das grosse Verdienst eines Helden unterdrüket viele kleine Verdienste, die ihn nur erniedrigen würden. Die Tugend eines Cato, und die Tugend eines Titus können in einem Subjecte nicht beysammen seyn. So weit hat la Brüyere recht: il y a sans mentir de certains merites, qui ne sont point faits pour étre ensemble; de certaines vertus incompatibles.

Auf dem stürmischen Meere lernet man erst die sanfte Melodie der Wünsche nach der Ruhe, und seufzet himmlisch nach ihr:

Otium Diuos rogat in patenti
Prensus Aegaeo.

Der Hof, die grosse Welt flösset uns einen gleichen Geschmak ein. Wer den Hof kennet, kennet die Welt von der schönen Seite, und den Hof, nachdem man ihn kennen gelernet, verachten, heißt die Welt verachten: Qui a vû la Cour, (la Brüyere parle) a vû du monde ce qui est le plus beau, le plus specieux et le plus orné; qui méprise la Cour aprés l'avoir vüe, méprise le monde.

Kleine Geister erschrecken darüber, daß die grosse Staatskunst ohne alle Ungerechtigkeit nicht bestehen könne. Allein sie wissen nicht, daß unser Verhältnisrecht im Ganzen eine andere Gestalt annehme, und die Staatskunst mit der Vorsehung im genauesten Zusammenhange stehe. Ein Frommer muß solche ängstliche Kinder zu rechte weisen, und wer soll hier reden? Vielleicht gar die H. Schrift? Nein, diese wird leyder! zu sehr verdrehet. Selbst Pascal: Les Etats periroient, si on ne faisoit plier souvent les Loix à la necessité.

So ist die Beschaffenheit des Innern unserer moralischen Welt! Unsere Handlungen sind Tribute, die wir einer unsichtbaren Welt liefern. Unter guten Münzen laufen viele schlechte und geringhaltige mit unter. Wir sind freylich hier nur Kinder, und was unsere schöne Geister neuerlich uns sagen wollen, war bey den Alten schon was altes, und Drollinger unter den Neueren hat es viel schöner und kürzer gesaget, als ich es nachher jemals wieder gelesen:

Hier ist uns nur ein Raum gegeben,
Wo unsers Geistes Kindheit spielt.
Dann öffnet sich nach kurzen Zeiten,
Der Schauplaz grosser Ewigkeiten,
Da geht sein Lauf unendlich fort:
So hat die Allmacht es beschlossen:
Hier treibt der Geist die ersten
Sprossen;
Was hier gekeimt, das reiffet dort.

Ich sehe diesen Geist weit zurük in der vergangenen Ewigkeit, und in einem gewaltigen Contraste mit der Materie.

Was ich von unserer paßiven Bestimmung gesaget habe, wird hoffentlich niemand zu dunkel seyn, welcher die Sprache der Philosophen einigermassen kennet, und einiger Aufmerksamkeit fähig ist. Ich habe es auch zum Ueberflusse an einigen unterhaltenden Episoden nicht ermangeln lassen. Was ist nun aber unsere active Bestimmung? Die positive Seeligkeit (Gott gebe sie allen!) und deren Genuß in einem verklährten Leibe gehöret

hieher nicht. Ich kan mir keinen Begriff machen, wie wir in einem andern Sinne zu etwas *activ* bestimmet seyn können, als daß durch uns, durch unsere *eigne Thätigkeit*, wir in jener Welt etwas werden sollen, das wir in dieser nicht sind, noch seyn können. Wenn alle Uhren abgelauffen seyn werden; wenn die Lebensquelle im Mittelpuncte der Erde gänzlich vertrocknet seyn wird. — Wenn — — —

C'est au Temple du Silence
Qu'*Iphis* attendra son Sort.

Dritter Anhang.

Allerley Betrachtungen.

Ein anders ist das Recht, nach welchem die Natur selbst handelt; ein anders ist das Gesetze, welches sie uns vorschreibet; ein anders sind die Befugnisse, die sie uns zutheilet; ein anders ist wiederum die natürliche Rechtslogik, wo wir in Ansehung des Practischen das Wahre vom Falschen auf eine dem Speculativischen ganz entgegen gesetzte Art unterscheiden; ein anders ist endlich das göttliche Recht, unabhängig von der H. Schrift, also das natürlich göttliche Recht.

Ich sehe die Natur als Etwas an, welches GOTT untergeordnet ist. Es kommet hier alles auf richtige Begriffe von den endlichen Substanzen an. Ein unveränderliches (Fixum) unterscheidet sich in solchen

von einem veränderlichen (Variabili). Ein absolutes Naturrecht muß aus den allerinnersten Gründen der Metaphysik hergeleitet werden. Was man in den Schulen so nennet, beruhet blos auf Worterklärungen (definitionibus nominalibus). Ein hypothetisches Naturrecht setzet einen gewissen Stand der Menschen voraus, und auf dieser Hypothese beruhet alles. Wenn ein ausdrüklicher Wille Gottes, ausser der H. Schrift, diejenigen Handlungen, welche die Natur (sie wird hier der Vernunft nicht entgegen gesetzet) unbestimmet, gleichgültig, willkührlich oder frey gelassen, eingeschränket haben solte: so hätten wir ein göttliches Gesetze, welches vom Naturrechte unterschieden, aber mit der H. Schrift in Vergleichung gesetzet, ein natürlich göttliches Gesetze wäre.

Ich breche hier ab, weil ich nichts ausführen, sondern nur andern zu weiterem Nachdenken Anlaß geben will. Die leidende Natur unsers Willens ist von der thätigen Natur desselben noch lange nicht so unterschieden wor-

den, daß man nicht alle Ursache hätte, solches unter die neuen Entdeckungen in der Moral mit bestem Fug und Recht zu zählen. Die keine Entdeckungen in der Moral mehr für möglich halten, können mit den Völkern in ein Bündnis treten, die, wenn sie die Arithmetik ihrer Finger absolviret, nicht weiter fortzählen.

Recht und Politik; sind sie eins? sind sie unterschieden? Jedermann siehet, wie nöthig es sey, die Begriffe hier deutlich zu bestimmen. La Beaumelle, dessen Gedanken meistens seichte, und von ihrer Schminke entblößet, im Grunde gemein und die Mutter gewisser Reliquien sind, hat eine Politik sich vorgestellet, die noch in kein System gebracht sey: Rien ne hâteroit plus les progrés de la Politique, dit-il, que de la reduire en maximes. — Mais pour executer ce projet, il faudroit saisir les hommes par tous les cotés, et il n'y a qu'un vojageur philosophe, sans patrie, sans passion, sans religion, qui pût y parvenir, en faisant dans tous les âges et dans tous les

pais un journal exact et precis. Ce journal seroit la meilleure histoire du coeur et de l'esprit humain. Die Anmerkungen hierüber will ich dem geehrten Leser selbst überlassen, der die Unwissenheit des französischen Verfassers ohne mich schon wahrnehmen wird. Man thut bereits eine Art einer Reise um die Welt, wenn man die Schriften der Alten mit mehrerer Aufmerksamkeit, als gemeiniglich geschiehet, lieset, unter den Mittlern und Neuern aber die Originalschriften bey seiner Lectur unterscheidet.

Ich hielte es auch für sehr nüzlich, wenn aufrichtige Ungelehrte, die nicht affectiren, gelehrt zu seyn, ihre Anmerkungen uns mittheilten, und es ist nicht zu läugnen, daß grosse Gelehrte aus ganz schlechten Schriften einen wahren Nuzen ziehen können.

Die Evidenz, oder Deutlichkeit der metaphysischen Wahrheiten ist mit der Evidenz der mathematischen gar nicht zu vermengen, und man kan eben so wenig fragen, welche Evidenz

grösser sey, als man fragen kan, ob ein Geist deutlicher sehe, höre, fühle, als wir? Denn ein anders ist ein Geist, der keinen Körper, und also auch keine Augen, Ohren u. s. w. hat; ein anders ein Mensch. Jeder hat seine Evidenz für sich, und so verhält es sich auch mit der Metaphysik, die ihre eigne Evidenz hat, zwischen welcher und der mathematischen keine Vergleichung statt findet. Mit der Evidenz in practischen Dingen oder im gemeinen Leben hat es eine gleiche Bewandnis. Hier würket ein ganzer Zusammenhang von Dingen mit, und Millionen Menschen, die niemals in Wien und Rom gewesen, und einem Findlinge, der Vater und Mutter niemals gesehen, ist es eben so evident, daß dort ein Kayser, hier ein Papst jezt residire, und daß ohne Vater und Mutter niemand zur Welt komme, als es evident ist, daß zweymal zwey vier sey, oder solte ich mich vielleicht gelehrter hierbey ausdrüken?

Auf diese Evidenz, deren würkende Ursache (causa efficiens) ein ganzer Zusammenhang von

Dingen ist, gründet sich ein Glaube, welcher mit dem wahrscheinlichen die Gemeinschaft nicht hat, wie es bey dem ersten Anblicke scheinen mögte. Hier ist der Ort nicht, es auszuführen; wohl aber von einem besondern Glauben zu reden, der uns in der Ungewisheit des Ausschlages der Sachen zuverläßig bestimmet. Solte wohl sich einer unter meinen Lesern finden, der niemals in dem Falle gewesen wäre, wo er ohne alles vorgängige Raisonnement diesen oder jenen Ausschlag für gewis gehalten, und sich nicht betrogen habe? Könte davon ein sicherer Grund in unserer Natur angegeben werden: so wäre dieses eine neue Entdeckung in der Moral. Die wenigsten Menschen können sich aber für dem Fehler der Erschleichung (vitio subreptionis) genug in Acht nehmen, und dieses erschwehret die Erfahrung gar sehr. Alles darum zu verwerfen, ist einem Petit Maitre (Stutzer) anständiger, als einem Philosophen. Genug hiervon. Ich habe vom Rechte ange-

fangen zu reden; ich weiß nicht, wer mich gestöhret hat, hier aber folgen:

Nach-Gedanken.

Die Griechen sind die ersten, welche von Practickern (πρακτικοις) auch pragmatischen Männern geredet, und darunter Ober- oder Unter-Obrigkeitliche Personen verstanden haben. Socrates hielte sich über diejenigen auf, die ohne Theorie sich öffentlichen Geschäften widmen wolten. Alcibiades hat es erfahren, und der grosse Xenophon wurde von dem Socrates gebildet. Allein Socrates hatte darum noch lange nicht völlig Recht: denn die Praxis ist eigentlich die Kunst, quae in rerum actione cernitur. Die Erfahrung ist also die einzige Lehrmeisterin, und diese practici vel pragmatici werden von einem ganzen Zusammenhange von Dingen gebildet. Es giebt aber Fälle, wo die Philosophen allein helfen können, oder die Pragmatici zugleich Philosophen seyn müssen, in welchem Falle denn ihre Praxis auf eine Theorie gegründet ist.

Die blossen Theoristen machen sich natürlicher Weise oft lächerlich, wie solches des Cyrus Lehrmeister in der Kriegskunst erfahren; Cambyses stellte seinen Sohn auf die Probe, und seine Lehrmeister blos. Wer indessen diesen wichtigen Unterschied, den ich nur erst gemacht habe, nicht in Acht nimmet, wird zwischen den Theoristen und Practickern einen schlechten Richter abgeben.

Cyrus kam mit Recht übel an, als er den langen Rock des Kleinen dem Grösseren; den kurzen des Grösseren dem Kleinen zusprache: denn dieses gebührete nur einem höhern Richter, der zugleich Gesezgeber ist; nicht aber einem Richter im engesten Verstande, welcher die Geseze nur vollziehen soll. Ita Xenophon, interprete *Leunclauio*, de Cyro: „Erat autem „hujusmodi causa: Puer grandis, cui tunica „parua erat, puerum quemdam alium paruum, „qui magnam habebat tunicam, exuit, ac „suam quidem illi iniecit, illius autem ipse „vestem induit. Judex his ego (Cyrus) „datus

„ datus ambobus esse melius iudicaui, vt tu-
„ nicam vterque sibi congruentem haberet.
„ At heic me verberibus magister adfecit,
„ quod diceret ita faciendum esse, si quando
„ de eo, quod congrueret, iudex constitutus
„ essem. Vbi vero iudicandum fuerit, vtrius
„ sit tunica, tum spectandum esse, quae pos-
„ sessio iusta sit. &c. „ Ich lasse es jedoch bey dieser Anmerkung, die allenfalls ein jeder Schulmann eben so gut machen könte, nicht bewenden; sondern wünschte, daß heut zu Tage die grossen Regenten es zwar in der Regel dabey beliessen, daß nach einmal festgesetzten Gesetzen allenthalben in ihren Staaten gesprochen würde: aber daß solche auch zuweilen, in Begleitung wahrer Rechtsgelehrten, in ihren Staaten herumreiseten, und, jedoch nach einer vorgängigen damit übereinstimmigen Haupteinrichtung, den langen Rok dem Grossen; den kurzen dem Kleinen, wann im Werth sonst kein Unterschied ist, zutheileten: denn sie können es, aber nicht ihre nachgesetzte Richter.

Die Römer schickten (unter den Kaysern) ihre Legaten mit Beysizern, welche sie Comites nannten, und nicht wenige wollen die teutschen Könige oder Kayser zu ihren Nachahmern hierinnen machen, und den Ursprung der Grafen daher leiten. Die Römische Gewohnheit bezeuget ein Gesetze aus den Pandecten: Diem functo Legato Caesaris salarium comitibus residui temporis praestandum. Allein dieses ist nicht der Fall, wovon ich oben geredet habe: denn weder solche Legaten noch Assessoren durften sich einer Mäßigung der Gesetze anmassen, als welche der Römische Kayser sich allein vorbehielte. L. 1. C. de interpret. Inter aequitatem jusque interpositam interpretationem nobis Solis et oportet et licet inspicere.

Zerstreute Menschen zu sammlen, und nach und nach einen Staat zu gründen, war das Geschäfte einiger kühner Unternehmer, Waghälse oder Ebentheurer (Avanturiers). Bey weitem aber wäre es gefehlet, allen Staaten eine gleiche ursprüngliche Entstehungsart beyzulegen. Wie indessen viele tausend Menschen

im Gehorsame erhalten werden; dieses grosse politische Räthsel wird nicht von allen gleich glüklich aufgelöset. Ich will hier nur eines unter den mehreren Mitteln anführen: Die öffentliche Erziehung. Wäre bey den Persern diese besondere Verfassung nicht gewesen, wovon uns Xenophon so schön unterrichtet: so würde es Cyrus auch so weit nicht gebracht haben. Dieses Beyspiel führet mich von selbst auf die Anmerkung, daß mancher Staat oft nur so lange groß und fürchterlich sey, als sein Beherrscher groß und fürchterlich ist.

Es war bey den alten Persern der Gehorsam eine heilige Pflicht; die Anführung der Jugend zu Erfüllung dieser Pflicht war ein wesentliches Stük der öffentlichen Erziehung. Aber wie war es möglich, daß so viele Menschen aus Vernunftgründen und freywillig gehorchten? Die Erziehung konte es doch wohl allein nicht thun? Es war aber daher möglich, weil der Souverain sich den Gesetzen selbst unterwurfe.

Allerdings muß den Gesetzen die herrschende Gewalt unterworfen seyn. Die gesetzliche Macht setzt eine Richtschnur, eine Grenzlinie voraus,

Vltra quam citraque nequit consistere rectum,

Das ist, entweder ein Constitutionsrecht, oder eine gewisse Moralität, nach welcher die Gesetze, die der Regent geben will, von ihm selbst, und wem es sonst zukommet, zuvor zu beurtheilen sind. Die erste Regel ist, bey wesentlichen Gesetzen, den ganz und gar willkührlichen entgegen gesetzet, von den Gesetzen nicht abzuweichen, welche bey allen gesitteten Völkern eine so grosse Hochachtung erworben haben, und wem fällt hier nicht das Römische Justinianeische Recht ein? Ein berühmtes Gesetze entscheidet zum Vortheile der Remontranzen französischer Parlamenter. L. 4. C. Digna vox est Majestate Regnantis, *legibus alligatum se Principem profiteri.* Adeo de auctoritate iuris nostra pendet auctoritas. Et re vera maius imperio est, submittere legibus principatum. Et oraculo

praesentis Edicti, quod nobis licere non patimur. aliis indicamus.

Gerechtigkeit.

Die Gerechtigkeit wird am bequemsten in eine **moralische** und **politische** eingetheilet. Die moralische allein ist eine Tugend, und theilet sich in die **genugthuende** und **supplirende** oder ergänzende. Die **genugthuende** sezet gegründete Forderungen voraus, welchen genug gethan wird. Es werden aber hier keine Forderungen in dem eingeschränkten juristischen Sinne verstanden; sondern alle und jede Forderungen, welche in unserer und anderer Dinge Natur gegründet sind. Es gehöret hieher der Saz, **was mir nüzet, und dir nicht schadet, dazu bist du mir verbunden** (quod tibi non nocet, et mihi prodest, ad hoc es obligatus.)

In dem Systeme der moralischen Welt sind Lüken, welche nicht anders, als durch

Belohnungen, Strafen und Wiedervergeltung des Guten und Bösen gefüllet werden können. Die hieher gehörige Gerechtigkeit wird also ganz schiklich die supplirende genannt. In wie ferne durch Belohnungen und Strafen Staatsabsichten, ohne alle Rüksicht auf die Gerechtigkeit, ob die Staatsabsichten gleich allemal an sich gerecht seyn müssen, erreichet werden können, sind die Belohnungen und Strafen freylich Objecte der Politik; aber nicht der politischen Gerechtigkeit, als deren Objecte sie alsdenn erst sind, wann die Rede von belohnenden und strafenden Gesetzen ist.

Die moralische Gerechtigkeit belohnet und strafet nach der natürlichen Billigkeit. Der Tugendhafte, welcher belohnet und strafet, folget seinem eignen Ermessen, von seinem guten Herzen geleitet. Die politische Gerechtigkeit hingegen trift zwischen **Billig** und **Recht** das **Mittel**, welches die Unvollkommenheit menschlicher Dinge erheischet. Die Wiedervergeltung des Guten und Bösen stehet mit

dem Rechte in keinem Verhältnisse, als wenn die Schranken überschritten werden. Die Wiedervergeltung des Guten ist keine Belohnung, sondern Dankbarkeit; die Wiedervergeltung des Bösen keine Strafe; sondern Selbstvertheidigung, sondern Gerechtigkeit, die man sich selbst wiederfahren läßt. Wer hier aus den Schranken tritt, berühret augenblicklichst das Gebiete der Rache.

Ein jeder ist natürlich, und positiv gesetzmäßig zugleich, befuget, sich bey seinem Leben, Ehre und Vermögen zu erhalten. Wer aber ohne solchen vernünftigen Endzweck das Böse nur des Vergnügens wegen, das er daraus schöpfet, wiedervergeltet, der macht sich des Lasters der Rache schuldig. Das Ungemach, welches unserm Feinde ohne unser Zuthun begegnet, als eine uns wiederfahrende Gerechtigkeit anzusehen: dieses aber ist allerdings erlaubet. Ein mäßiges Vergnügen aus einer uns wiederfahrenden Gerechtigkeit zu schöpfen, ist nicht minder erlaubet, und in diesem Falle von einer Rache sehr unterschieden. Ein grosser

Geist kan bey solcher Gelegenheit aus Betrachtung der Wege der Vorsehung ein reines Vergnügen schöpfen, und aufrichtig dabey denken oder sagen: „wie bedaure ich zugleich meinen „Feind? Er kan das Ungemach nicht ertra„gen, wie ich dasjenige ertragen habe, das „er mir zugefüget hat. O, könte ich seine „moralischen Unvollkommenheiten verbessern! „Dieses würdige Geschäfte solte mir zur süs„sesten Rache werden!„

Die politische Gerechtigkeit.

Diese theilet sich in die gesezgebliche und juristische im engesten Sinne. Die gesetzgebliche Gerechtigkeit erlaubet keine Gesetze, wo des Gesetzgebers Privatvortheil dem gemeinen Besten vorgezogen wird, und verbietet in der Regel alle Arten eines **ungleichen Rechtes**, folglich alle Gesetze, wodurch ein ungleiches Recht eingeführet wird. Die juristische oder richterliche Gerechtigkeit kan man auch die **gehorchende** und **blinde** nennen, weil von einem gerechten Richter mehr nicht gefor-

dert wird, als daß er nach den Gesetzen verfahre. Sind solche offenbar ungerecht: so thue er Vorstellung, oder danke ab. Was Raison d'Etat erfordern soll, gehöret für keinen Richter. Der Staatsrath mag diese Besorgung über sich nehmen.

Die Gesetze im weitesten Verstande nimmt Montesquieu für nothwendige Verhältnisse, die aus der Natur der Dinge sich herleiten, und die Gottheit selbst hat in diesem Sinne ihre Gesetze, welches er auf eine neue Art aus dem Plutarch beweiset, den er vermutlich für einen Kirchenvater angesehen hat. So würde ich sagen, wenn ich Reliquien schriebe; allein ich kenne Montesquieu besser, ob seine Anführung des Plutarchs hier gleich unzeitig ist. Eine gewisse Necessität, welche der Zusammenhang der Dinge einführet, hat übrigens mit Gesetzen keine Verwandschaft, und eine seltsame Erklährung oder Definition der Gesetze ist es, daß sie Verhältnisse seyen zwischen der ursprünglichen Vernunft (Rai-

son primitive) und den verschiedenen Wesen, und wider dieser Wesen Verhältnissen unter einander. So lange ich entweder noch sagen kan, daß ich alle diese Rapports oder Verhältnisse mit ganz andern Augen ansehe, und ganz andere Schlüsse daraus ziehe, oder daß ich, aller dieser Rapports ungeachtet, thun wolle, was mir beliebet, und dieses in der Welt auch würklich geschiehet; so lange sind es lächerliche Gesetze.

Ein anders ist das Gesetze selbst, und ein anders sein Ursprung, seine würkende Ursache, das Principium, woraus es erkennt wird, die hinzugenommenen Gründe (Principia adscititia) aus welchen es erläutert wird. Aber endlich und endlich läßt sich ein System zu Stande bringen.

Ein grosser Unterschied ist wieder dieser, wo unter Gesetzen nur Mittel verstanden werden, den Willen der Menschen nach gewissen Absichten zu lenken: denn wenn diese Absichten nicht von der Natur selbst intendiret, son-

dern willkührlich sind; wie können wahre Gesetze alsdenn herauskommen? Der Natur Absichten anzudichten, ist auch nicht genug. Eine Handlung als richtig oder unrichtig beurtheilt, führet noch auf kein Gesetze im vollständigen Sinne.

Die Politik ist eine natürliche, und eine künstliche (factitia). Die Natur giebt uns Anleitung, Absichten zu intendiren, und die Mittel zu finden, solche zu erreichen. Hier kommet es allein darauf an, was unserm jedesmaligen, von der Natur selbst eingerichteten, Zustande gemäß sey. Dieser natürlichen Politik entspricht die leidende Natur unsers Willens. Die thätige Natur desselben hingegen entspricht der künstlichen Politik.

Es ist leyder! gewis, daß es eine Kunst gebe, die Menschen zu betrügen; aber diese Kunst kan deswegen nicht Politik überhaupt heissen. Die Politik ist etwas göttliches. Wer ohne Gewalt mit den Menschen machen kan, was er will; wer Begebenheiten herbeyführen

kan, die nach einem sich selbst gelassenen Lauſe der Dinge nicht erfolget seyn würden; wer Begebenheiten voraussehen, und eine würksame Klugheit ihnen gleichsam entgegen schicken kan: der gleichet der Vorsehung selbst, und ist allerdings als ein distinguirtes Werkzeug derselben zu betrachten.

Es ist also kein Wunder, daß manche Staatsleute, so sehr sie sich auch ganz unverstellet nach der Ruhe sehnen, so bald sie diesen Wunsch in die Erfüllung gehen sehen, dem Bettler gleichen, der seine Krücken wegwarf, dem Tode riefe, und als er kam, ihn bathe, sie ihm wieder zu holen. La Beaumelle saget es ausführlicher: Ce qu'il y a de plus acablant pour un Miniſtre diſgracié, ce n'eſt pas la perte de ſes amis, la perte de la faveur, l'exil de la Cour, l'inſolence d'un Peuple toûjours cruel aux malheureux; c'eſt l'èloignement des Affaires. Il ſe plaignoit nuit et jour d'en étre ſurchargé; en étre ſoûlagé fait ſon ſuplice. Ce n'eſt pas l'envie qui l'attriſte, c'eſt la curioſité: il n'eſt point malheureux, ſimplement par

ce qu'il n'a aucune part aux Affaires; il est par ce qu'il les ignore, par ce qu'il ne voit plus le jeu des ressorts qu'il a mis en mouvement. Ein Philosoph dürfte sich jedoch in die Entfernung von Geschäften wohl zu schicken wissen, und wir haben das grosse Beyspiel an dem General Monk.

So viele moralische Ursachen einander entgegen würken, und mit den unveränderlichen Gesetzen der mechanischen Welt in Harmonie zu sehen; Ursachen zusammen würken, ihre gemeinschaftliche Absicht verfehlen, und dahingegen unerwartete, nicht intendirte Begebenheiten, wie Funken aus Körpern, die sich zufälliger Weise an einander reiben, heraus-springen sehen: was ist grösseres, was ist erhabneres für den menschlichen Verstand? Glükseelig ist der betrachtende Philosoph; glükseelig ist der Philosoph und mitwürkende Staatsmann zugleich, wenn die Staatsbeschäftigungen gemäßiget, wenn sie nicht wilden Wellen gleich sind, wenn stille Stunden darzwischen

sind, und periodische Stürme Ruhe zu Betrachtungen zurüke lassen!

Eine Kunst, die Begebenheiten der Welt politisch richtig zu beurtheilen, ist nicht so wohl Politik überhaupt zu nennen, als Staatslogik. Eine Menge Erfahrungen, die in die Form von Maximen gebracht werden, gehören hieher. Die Schlußart ist enthymemisch, und nicht syllogistisch, und der ausgelassene Saz fehlet würklich. Ein Beyspiel soll es erläutern: die Römer sind vom Hannibal mehrmals geschlagen worden. Unter allen möglichen Schlüssen soll nun derjenige herausgezogen werden, welcher mit dem, was würklich geschiehet, übereinkommt. Hier ist also von keinem Majore die Rede. Der Major könte nicht anders lauten, als: Alle geschlagene oder Ueberwundene suchen den Frieden. Dieser Saz wäre aber, vniversaliter genommen, falsch. So wie ich nun falsch schliessen würde, weil alle Ueberwundene den Frieden suchten, also würden die überwundene Römer den Frieden suchen: so könte ich auch aus

dem Saze, daß **Einige** Ueberwundene den Frieden suchten, keinen Schluß herausbringen, als etwa den falschen auf die Römer. Das **Enthymema** lautet aber (ohne den Schluß):

Die Römer sind vom **Hannibal** überwunden.

Nach der, aller Menschen Vernunft gewöhnlichsten Art zu schliessen, müßte man auf den Schluß verfallen, die Römer müßten nach den Frieden seufzen, und wenn **Hanno** schliesset, sie würden also **keinen** Frieden suchen: so ist der Schluß der Form nach würklich unrichtig, indem er aus dem Vordersaze nicht von selbst folget, auch **paradox** klinget. Die Logik hat ihre Constructionsform, wie die Grammatik, und es ist unrecht construiret, wenn man saget: Die Römer sind überwunden, also werden sie **keinen** Frieden suchen.

In Ansehung der Enthymemen (Enthymematum) muß ich nur dieses im Vorbeygehen erinnern, daß, wenn der Ober- oder Untersaz (Major vel Minor) würklich ausgelassen ist, es keine wahre Enthymemen seyen;

sondern besondere philosophisch grammaticalische Constructionen, abgekürzte Syllogismen. Daran muß man sich aber nicht kehren, wenn durch die Kunst endlich aus einem wahren Enthymem doch noch ein Syllogismus erzwungen würde, indem es nur darauf ankommet, wie wir würklich natürlich denken. Bald ist der Obersaz eher vorhanden, als der Schluß; gar oft aber werden ohne Obersaz zwey Säze mit einander verknüpfet, aus welchen der vorher nicht vorhanden gewesene Obersaz überflüßig zulezt gebildet wird. Wenn ich schliesse: Früh oder spat werden Throne und Reiche stürzen, so ist es gewis, daß der Obersaz: Alle Dinge dieser Welt sind vergänglich, eher als der Schluß vorhanden gewesen. Wenn ich aber aus der Erfahrung weiß, daß das Prädicat: Freyheit, keiner Maschine zukomme, und wieder aus der Erfahrung weiß, daß mein Geist ein freyes Wesen sey, und diese beyden Säze also verknüpfe: Mein Geist ist ein freyes Wesen; also ist er keine Maschine: so ist dieser Schluß keinesweges aus einem Obersaze entstanden,

standen, ob er sich gleich also syllogistisch bilden lässet: Keine Maschinen haben eine Freyheit; mein Geist hat eine Freyheit: also ist er keine Maschine. Jedermann siehet die Ueberflüssigkeit des Majoris ein; so oft aber dieser überflüssig ist, denken wir auch nicht natürlich so. Ich schliesse dahingegen nicht natürlich: **Petrus** ist ein Mensch; also muß er sterben, indem hier jedermann die Nothwendigkeit des Obersazes: Alle Menschen müssen sterben, einsiehet.

Mit der Logik der Staatskunst hat es diese eigne Bewandnis, daß, um das Wahre zu finden, ich des andern Schluß erst gefunden haben muß. Der Philosoph schliesset allein, Herr eines eignen Reiches, wo Speculationen die Unterthanen sind. Mit dem Staatsmanne hingegen schliessen Millionen mit. Der Saz: die Römer sind vom **Hannibal** mehrmals aufs Haupt geschlagen, verlanget einen dazu erst zu erfindenden Schluß. Wie soll dieser gefunden oder erfunden werden? Man muß

den Schluß der Römer erst wissen. Der Römer schliesset, im Unglüke müsse man keinen Frieden machen. Der Carthaginenser darf also nicht anders schliessen, als: Rom ist überwunden; also macht Rom keinen Frieden. So urtheilte nach dem Siege bey Canna, obschon aus Eifersucht, doch ganz richtig der politische Hanno.

Die Erfahrung ist eine äussere und innere. Die äussere, in Absicht auf die Menschen, schöpfen wir theils aus dem Umgange mit ihnen; theils aus Büchern. Was ist besser? Man muß beydes mit einander verknüpfen. Wenn ich die Physionomie eines Menschen recht vollständig kennen lernen will, bringe ich es viel weiter, wenn ich ein ihm ähnliches Gemälde mit dem Original vergleiche. Die innere Erfahrung muß ich in mir selbst suchen. Unser Inneres ist ein wahres Spiegel-Cabinet, worinn die ganze Welt sich auf unzählig verschiedenen Arten vorstellet, aber so, daß zwischen den vorstellenden Dingen und den vorgestellten noch immer ein Unter-

schied bleibet, noch immer ein Unterschied zwischen dem Idealischen und Würklichen. Und selbst das Würkliche? Das Resultat von unendlichen Relationen oder Verhältnissen? Das Absolute? Wer ist zur anschauenden Erkänntnis einer Substanz noch gelanget? Zwey Substanzen mit äussern Verhältnissen gegen einander gesetzet, fehlet es an einem dritten niemals. Geist und Materie? Das Resultat von beyden wird ein empfindendes Drittes setzen. Dieses lebet, und dieses stirbt.

So viel Spiegel sind, worinnen sich die Dinge ausser uns schildern: so vielmahl verändern solche auch ihre Gestalten. Die Dinge A. und B. werfen überflüssige Strahlen auf diese Spiegel. Die nothwendig zusammen gehören, vereinigen sich gleich in vorzüglich (a potiori) entsprechenden Bildern; die überflüssigen geben Cometenschweiffe ab, Nebengestalten, Variationen der Hauptgestalt.

Ein Staatsmann ohne Erfahrung gleichet einem Pächter ohne Saatfrucht. Die einzelnen Erfahrungen sind Saamenkörner, ohne welche keine Ernde seyn kan. Aber nur schlechte Wucherer handeln mit den blossen Saamenkörnern. Die meisten Juristen, und vornehmlich die Publicisten, befinden sich in diesem Falle. Die Vernunft ist es, welche säet, das Register und die Aufsicht bey der Ernde führet, und von der Ernde den vielfachen Gebrauch machet, welchen die blossen Saamenhändler nicht zu machen wissen.

Der Staatsmann überläßt das ordentliche, das gewöhnliche Säen den Subalternen; er selbst streuet, wie ein Erbschazmeister bey einer teutschen Königs- oder Kayser-Crönung das Geld, denjenigen Saamen in alle vier Theile der Welt aus, der eine unerwartete Ernde bringen soll. Die Gegenwart, ihrem Ende nahe, und im Bache der Vergangenheit sich schon traurig beschauend, bietet der Zukunft vertraulich die Hände, und erzeuget im Allerverborgensten die künftigen Fälle, die alles erschütternden Schiksale, nicht anders, als

wenn Elephanten in das Innerste entlegenster Wüsten sich heimlich begeben, und vor aller Menschen Augen verborgen, sich fortpflanzen, und wandernde Knochenberge erzeugen.

Solte man es nicht für einen der allerparadoxesten Einfälle halten, daß aus den Schiksalen der Sprachen selbst auf die Schiksale der Reiche ein sicherer Schluß zu machen sey? Ich will mich erst erklähren: Barbarey und Aufklährung oder Aufgeklährtheit gehen den Schicksalen der Reiche immer zur Seiten. Aufgeklährtheit und guter Geschmak sind von einander untrennbar. Zur Zeit, da alles in einem Reiche gut, d. i. in seinen Schranken stehet, herrschet der gute Geschmak, und die Sprache ist einer keuschen Jungfrau gleich; zur Zeit des Verfalles eines Reiches herrschet die Barbarey, und die Sprache gleichet einer unverschämten Dirne.

Auf das Urtheil der Pedanten kommet es aber freylich nicht an, und die Reinigkeit einer Sprache erlaubet die Erfindung neuer Wörter, und läßt auch den sparsamen Gebrauch

fremder Wörter zu; aber hier zeigt sich der Verstand der Schriftsteller. Die Nachahmer verderben alles, und unsere gelehrte Zeitungsschreiber stehen ihrem Amte meistens schlecht vor. Voltaire und Alembert eiffern gegen den Neologismus, und mit Recht. Neuwörterey könte er auf teutsch heissen, auch Wortkünsteley. Es ist ein Schleyer, welcher die gröbste Unwissenheit verbirget. Manche prosaische und manche poetische Stellen klingen das erstemal, da sie hergesaget, oder gelesen werden, ganz erhaben, und hundert Leser werden betrogen: allein bey einiger Aufmerksamkeit, bey der kleinsten Prüfung entdecket sich nichts als Unsinn. Unser dichterisches Teutschland ist jenem Dorado gleich, wo die unschäzbarsten Edelsteine auf der Strasse liegen, und die Kinder damit spielen. Ihre Spielwerke werden bewundert; einige wenige Künstler, welche die besten unter diesen kostbaren Steinen heraussuchen, und einen Geschmuk nach gutem Geschmake daraus verfertigen, bleiben unbemerket.

Das unerträglichste ist, daß wir die Franzosen so sehr nachzuahmen suchen. Die Sprache derselben hat einen gewissen Wiz, ein gewisses Sinnreiches, einen Stoff zu Einfällen, schon in sich selbsten, und ein Teutscher muß entweder bey dem seiner Sprache, und seinem Kopfe angemeßnen eignen Wize, oder bey der in seinem Character vordringenden Ernsthaftigkeit bleiben. Die Stelle in den Reliquien S. 102. kan zum Beyspiele dienen: „Es giebt in der Geisterwelt solche auser„wählte Seelen, die schon bey der ersten „Bildung und Bau ihres Geistes von Gott „mit höhern Kräften ausgerüstet werden.„ Hier will der teutsche Verfasser vermutlich sinnreicher, als der französische seyn: aber einem teutschen Ohre, welches mit dem beurtheilenden Geiste in einem beständigen Verhältnisse stehet, ist dieses alles sehr anstößig, und la Beaumelle angenehmer, der dasselbe schöner saget: Minerve sort toute armée du cerveau de Jupiter. Image de *ces ames qui sont tout ce que les autres deviennent*, et qui

semblent nées avec toutes les luminiéres que peut fournir l'expérience. Sonst mache ich dem Teutschen keinen Vorwurf, daß er dieses Franzosen Gedanken sich allenthalben eigen zu machen gesucht habe: denn la Beaumelle und Voltaire sind als in die Acht erklährte anzusehen.

Warum saget la Beaumelle: J'écris en Allemagne. Paradoxe, ridicule, extravaguant, horrible? Er wolte sagen, daß es ihm anständiger sey, in Frankreich unverfälschet zu bleiben, als in Teutschland lächerlich nachgeahmet zu werden.

„ Höflichkeit ist einem grossen Herrn so „ einträglich, als ein Bergwerk. Wie „ vieles kan er mit einer Umarmung, mit „ einem artigen Brief, mit einer Poli„ tesse bezahlen, wo wir geringere baar „ Geld vonnöthen haben, um weit unbeträcht„ lichere Dienste von unsers Gleichen zu „ erhalten. „ Reliquien S. 259. Diese Stelle entscheidet den Vorzug, welchen die Neuern vor den Alten in der Politik ha-

ben. Tacitus war noch nicht so glüklich gewesen, sich dem Vortheile zu entreissen, daß solche von unsern Nachbarn artig so genannte Singéries grosse Herren verächtlich machten. Denn so redet dieser unwissende Staatsmann: Sit princeps visu et auditu juxta venerabilis, magnitudinem ac grauitatem summae fortunae retinens. An andern Orten: rarus illi in publicum egressus — nec promti aditus, nec obuia comitas. — Auf Bestimmung der Begriffe kommt alles an; aber **lehren zu wollen, und unbestimmt reden?**

Es giebt Gelehrte, die viel Lärmen machen. Sie sind ein Wind, von dem man nicht weiß, woher er kommt, und wohin er fähret. Plözlich wird es stille. Es findet sich ein gelehrter Patriot; er scheuet die Ausgabe einiger Stunden nicht; er passet auf, findet den Homer schlaffend, erschrikt und schweiget — den Cato selbst trunken — O, wäre ich nüchtern, was er trunken ist, denket er — Ein Virgil? Ja, nach der Larve; die Virgilische Larve abgezogen,

ein Bavius. Was giebt es da? Die Urbanität erlaubet nicht, es zu sagen. Nur gerade heraus! Wohl dann! — Schläge; aber critische Schläge.

Milton bliebe liegen. — Endlich erkannte man sein Verdienst. Nur die Unbesonnenheit seiner Nachahmer kan ihn wieder bis an die Grenze der Vergessenheit zurüke treiben. Von den grossen Philosophen will ich nichts sagen; sie mögen viel oder wenig gelesen werden; ihre Unsterblichkeit ruhet mit der Welt auf gleichen Pfeilern. Aber der laute Ruhm in dem Munde des Pöbels? worauf gründet er sich? Entweder auf allerley Ränke, blindes Glüke, oder auf natürliche Ursachen, wie der Ruhm eines siegenden Feldherrn, der Staats- und Religions-Reformatoren, und aller, die Epochen machen. Diese können nicht unbekannt bleiben. Mit Recht aber unterscheidet man unter Ruf und Ruhm (Celébrité). Wer, wie Voltaire, auf so vielen Bühnen so oft als der Verfasser der vorgestellten Stüke genannt wird, von dem muß

es freylich endlich heissen: Cui non dictus Hylas? Aber so unanständig er von kleinen Leuten bey jeder Gelegenheit angegriffen wird: so gewis wird hingegen doch die Nachwelt seinen Ruhm in allem Betrachte zu mäßigen wissen. Ein Grund von Gelehrsamkeit ist allemal bey ihm anzutreffen, und dadurch wird sich sein Ruhm erhalten. Ein gleiches Urtheil ist auch von Montesquieu zu fällen. Seine Belesenheit und Kenntnis der Welt ist Bürge für seinen bleibenden Ruhm. Aber das Aufsehen, das sein Esprit des Loix gemacht hat, ist mehr der Unwissenheit seiner Landsleute, und einem gewissen Glüke, als seiner Gelehrsamkeit zuzuschreiben.

Seine Gelehrsamkeit kan den vorzüglich belesenen Teutschen so groß nicht scheinen, wie den Franzosen, und Heumann hatte würklich recht, wenn er dafür hielte, daß das Buch so viel nicht bedeute, als Lärmen davon gemacht würde. Aber hundert und hundert französische Schriftsteller werden vergessen seyn, wenn den Montesquieu seine Bele-

senheit noch erhalten wird. Auf die Philosophie darf man die Fortdauer seines Ruhmes nicht gründen: denn er ist voller unbestimmter Begriffe. Die Nachwelt wird also seinen Ruhm mäßigen; aber eine gewisse Grösse wird ihm allemal bleiben.

Wolf hätte durch seine lateinische Schriften im vorigen, in den Alten noch genug belesenen Jahrhunderten sein Glüke nicht gemacht; aber Leibniz wäre ohne ihn ein blosses Cabinetsstüke geblieben. Wer über seine eigne Philosophie Vorlesungen hält, und viele Schüler ziehet, wird leicht Lippis et Tonsoribus bekannt. Dieses war der Fall bey Leibnizen nicht; ein Wolf mußte ihn also gemein machen. Crusius hat dem Ansehen dieses Philosophen den größten Stoß gegeben. Die Wolfischen Schriften sehe ich indessen an, als ein Repertorium der menschlichen Vernunft in gewissem Sinne.

Gottsched stehet nun vor seinem Apollo. Seine Verdienste um die teutsche Spra-

che sind, überhaupt davon zu reden, wohl gegründet. Als ein belesener Mann konte er sich auch allezeit leicht bey einem gewissen verdienten Ruhme erhalten. Allein der lärmende Ruf von seiner Grösse machte ihn nicht zulezt; sondern noch frühzeitig genug, lächerlich. Wir kennen indessen einen Schriftsteller, der ein Kind gegen ihn ist, und fast noch grössern Lärmen gemacht hat, und noch grössern zu machen drohet.

Pasquillen und Stachelschriften haben einem Gottsched freylich in seinem Leben nichts genüzet; allein so viel haben sie ihm nicht geschadet, noch schaden können, als die gründliche Critik eines Heinzens, welche zugleich vielen unsern Dichtern ihren künftigen Fall zubereitet. Was dieser Heinze saget, passet auf alle solche Gelehrte, die das Publicum an sich zu ziehen wissen. Er hatte die Gottschedische Sprachlehre in seiner Schule eingeführet gehabt; gestehet aber aufrichtig, daß es aus Vorurtheil geschehen sey, „denn es sey nichts so gewis, als daß er die-

„ ses so wenig gethan, als die Arbeit einer „ Critik darüber übernommen haben würde, „ wenn ihm jemand vorher gesaget hätte, daß „ die Gottschedischen Grammaticken so un„ richtig wären. Da er sie aber seinen Zu„ hörern einmal in die Hände gegeben hätte: „ so hätte es ihn ein wenig verdrossen, daß „ sich ein Buch, wie dieses, fast ein Claßi„ sches Ansehen geben dürfe, und daß kein „ Mensch der Welt den Dienst thä„ the, sie von dem wahren Werthe „ desselben zu belehren. „

O, hätten wir mehrere solcher Patrioten! Wie würden es nicht andere Schriftsteller, die teutschen Affen der Franzosen, erfahren? Eine Schande für Teutschland ist es, daß gewisse, von gar keiner gründlichen Gelehrsamkeit nur im mindesten unterstüzte, und das Gedankenlose Publicum allein unterhaltende Schriften so gar in berühmten Zeitungen einigen Beyfall gefunden haben! Woher rühret dieses, als von eitel Niederträchtigkeit? Woher rühret es, als vom Parthey-

geiste? Man will gerne einen Anhang haben; man hat einen falschen Geschmak einmal begünstiget, und die in diesem falschen Geschmake schreiben, sind unsere Lieblinge, und so lange geschäzte fremde Gewächse, bis sie übel zu riechen anfangen.

Unsere Sprache ist reich, und wir können, fast mögte ich sagen, Alle Kunstwörter der Fremden ihnen teutsch wieder geben. Aber unvernünftig ist es vor das erste, wo es auf eine Weise geschiehet, daß uns niemand verstehet; grob ist es für das zweyte, wenn wir andern zumuten wollen, unsere neuen Wörter erst zu erlernen; pedantisch ist es für das dritte, wenn wir den Preis einer Gelehrtheit auf die Kenntnis solcher neuerkünstelter Wörter, und die Strafe der Unwissenheit auf die Beybehaltung der gewohnten Terminologie sezen. Schädlich ist es für das vierte, das Gedächtnis auf solche Weise zu sehr zu beschwehren. Bald werden die größten Gelehrten, welche die Zeit nicht gehabt haben, sich um das zu bekümmern, was mitlerweile in den

Schulen vorgegangen, kein teutsches philosophisches Buch mehr verstehen.

Das Vernünftigste ist, die fremden Wörter beyzubehalten, welche schwehr teutsch zu geben sind, oder im Teutschen wunderlich klingen; oder doch teutsch den Nachdruk nicht haben. Aber man kan abwechseln, und ein anders ist es, wenn nur die Rede davon ist, ob wir nicht, wenn wir wolten, der fremden Wörter entbehren könten? Wo der Gebrauch fremder Wörter gezwungen herauskommet, da ist er mit Hohn und Unwillen zu verwerfen. Wo fremde Wörter einmal so gut wie das Bürgerrecht erhalten haben, aber dennoch entbehrlich sind: da wechselt man ab, und der einzige Umstand entscheidet nur hier, ob man ihren Gebrauch affectire, d. i. sich damit ziere, oder ob es uns so natürlich in den Mund komme, oder in die Feder fliesse. Nicht von allen Puristen wird auch der Unterschied beobachtet, wo man schlechterdings fremde Wörter beybehalten muß blos andern zu Gefallen,

die

die sich nehmlich solcher Wörter bedienen, und die wir nach ihrer, und nicht nach unserer Sprache beurtheilen müssen.

Die Gelehrten gehen nur gar zu ofte von der ursprünglichen Bedeutung der Wörter ab, und es fällt daher den Lehrern ungemein schwer, ein neuerfundenes teutsches Kunstwort mit dem Begriffe gemein zu machen, der mit einem fremden Worte schon in rechtmäßiger Ehe lebet, und die Scheidung ungerne siehet. Aber die fremden Wörter sind das kleinste Unglük, welches unsere Sprache drüket. Sie können ohne Abbruch ihrer Reinigkeit im Ganzen zugelassen werden, so wie ohne Nachtheil ihres, der Sprache, Wohllautes **Kebsweib** noch immer für K e b e s w e i b ausgesprochen und geschrieben werden wird, weil man sonsten auch W o r e t anstatt: W o r t, aussprechen und schreiben müßte. Die fremden Wörter sind, wie schon gesaget, unser kleinstes Unglük.

Was ist denn das grösseste? Was anders, als die unnatürlichen Wortfügungen, das

Gezwungene in der Nachahmung französischer Wendungen; die Uebersezungen unserer teutschen Dichter in Prose; das sich als eigen angemaßte fremde Geblühmte, wo wir gemeiniglich das Unglük haben, nicht in der Allegorie zu bleiben; ferner die wie gesezmässig angenommene unperiodische Schreibart; die Vernachläßigung regelmäßiger und am rechten Orte wesentlich nöthiger zusammengesezter Perioden: Das französische Air, das sich kleine Leute geben, um für Hofleute, um für Leute vom Stande gehalten zu werden. Endlich ist es die Gewohnheit, sich so gar, aber allemal am unrechten Orte, des biblisch Erhabenen zu bemeistern.

Niemand will dumm seyn; mittelmäßig zu seyn, bescheidet sich zwar mancher; allein für etwas mehr gehalten zu werden, bleibet seinen innersten Wünschen noch immer übrig. Wir haben heut zu Tage eine Menge Schriften, welche blos für eine Academie von Papagoyen bestimmet zu seyn scheinen. Maximen, auswendig zu lernen, ohne sie zu ver-

stehen; Encyclopedien auf wenig Blättern; die Universalhistorie in Form eines Zeitungs-Avertissements; die Universal-Lectüre nebst judiciosen Urtheilen über die berühmtesten Gelehrten und ihre Schriften im Taschenformate, und was hier noch weiter angeführet werden könte. So wird die Jugend erzogen, und Leibnitz würde zum Gelächter werden, wenn er persönlich unter uns wandelte. Knaben von zwölf Jahren würden ihm widersprechen. Aber das wäre das geringste. Sein gelehrter Magen wäre zu bedauren, wenn er wieder käme. Wir Gelehrte haben schon alles aufgezehret; er würde nichts als Reliquien finden.

Es bleibet gründlichen Gelehrten nichts mehr übrig, als zu schweigen: Der Naseweisen sind zu viele. Die Alten sahen es besser ein, wie wir, was es heisse, die Wissenschaften gemein zu machen. Ihre Philosophie war (a potiori) cryptisch. Sie hatten wahrhaftig recht, ob schon wir sie nicht

anders, als mit gewisser Mäßigung, nachahmen könten. Wie lächerlich ist es nun aber, die Fragmente dieser Philosophen nach unsern Systemen zu beurtheilen, oder gar diese Weisen auf dem Altare unserer Religion zu schlachten? Ihre Schlußart war enthymemisch. Sie fiengen nicht vom ersten Anfange an, und liessen eine lange Reihe Vordersäze gemeiniglich weg. Diese wußte aber Leibniz zu finden, wenn es gleich einem, sonst um die Geschichte der Philosophie hochverdienten, Brükner zu schwehr fiele, daher er diese Lüke lieber mit einem unmäßigen Eifer gegen die Syncretisten zu füllen, für gut gefunden.

Plexiacus hat uns ein Ciceronianisch philosophisches Wörterbuch geliefert. Ich wünschte, daß ein Gelehrter alle philosophische Stellen im Cicero sammlen, und in systematische Ordnung also bringen mögte, daß er (a potiori) allemal mit den Worten des Cicero redete. Ein Paulus de Ivanicze Ivanicki hat in der Mitte des vorigen Jahrhunderts (1641) ein politisches System aus dem

von ihm zergliederten, und nach seiner Absicht wieder zusammengesezten **Tacitus** herausgebracht, und die Worte desselben beständig beybehalten. Eine kleine Probe will ich hier anführen, diese de Consiliis lentis et subitis: Veneretur semper Deum princeps, vt consilia sua Reipublicae prosperet, et consideratius quam acrius agat, cauta potius consilia cum ratione, quam prospera ex casu probans. Saepe etiam honestas rerum causas in iudicium adhibitas perniciosi exitus consequuntur. Scelera impetu, bona consilia mora valescunt. Nullus vero cunctationi locus in eo consilio, quod non laudatur, nisi peractum, et vbi perniciosior sit quies, quam temeritas. Nam dum quis, quod inter ancipitia deterrimum, media sequitur, nec audet satis, nec prouidet. Nempe tum subsidium ab audacia petendum: multaque experiendo fiunt, quae segnibus ardua videntur. Et quae prouideri non poterant, fortuito in melius cadunt. Secus illud euenit in consiliis infelicibus, optima videri, quorum tempus effugit. Sane Cerialis subitus consiliis, sed euen-

tu clarus. Aderatque fortuna etiam, vbi artes defuissent.

Es ist fast lächerlich, daß derjenige, welcher den **Tacitus** übersezen soll, auch seine **besondere** Kürze nachahmen müsse. Ein anders ist, einen Schriftsteller nachahmen; ein anders, ihn übersezen. Nicht die Kürze überhaupt; sondern die **besondere** Kürze des **Tacitus** ist ein Fehler. Es war damals diese Art sich auszudrüken, eigentlich die Hofsprache in Rom, die Sprache der guten Gesellschaft, und es passet die berühmte Anmerkung des Herrn von **Alembert** unvergleichlich hieher: Il est à désirer encore que ceux de nos Ecrivains, qui entreprennent, soit dans une piece de Théatre, soit dans un autre ouvrage, la peinture de leur siécle, ne se bornent pas á en emprunter le jargon. Ils croiroient faire l'histoire des hommes, et ne feroient que celle de la langue. C'est à ce langage entortillé, impropre et barbare, qu'on prétend reconnoître aujourdhui les Auteurs, qui frequentent ce qu'on apelle *la bonne compagnie*, mais à qui

cette frequentation, quoiqu'on en dise, est tres funeste, et dont la maniére d'ecrire vaudroit beaucoup mieux, comme l'experience le prouve, s'ils vivoient dans une societé moins brillante.

Wie soll man Prosodie übersezen? Die Tonmessung? Richtig; es klinget aber zu geometrisch. Die Wohllautskunst? Auf allen Fall. Ein Versificateur? In gutem Sinne genommen, kan er kein Versmacher, noch weniger ein Reimschmiede heissen. Ich würde ihn also einen guten practischen Prosodisten, oder Wohllautsdichter nennen. Die Prosodie beruhet auf unveränderlichen Regeln. Eine dichterische Grundsprache, als ein Fixum, determinatum (festgesetztes),

Vltra quod citraque nequit consistere rectum,

ist nicht minder vorhanden. Aber dieses Festgesezte ausgenommen, ist übrigens einem Dichter ein eigner Geschmak erlaubet. Wer sich nach Jedermann am Hofe richtet,

und allen gefällig ist, erhält sich am wenigsten, und der Dichter nach dem Modengeschmake ist der erste, der ausser der Mode kommet.

Wie man auf Kunst sahe; wer war grösser, als Lohenstein? Auf das natürlich Einfältige? Die Belesenheit nahme ab. Jezt, Hebräer, Griechen, Römer — Fürtreflich für Kunst-Cabinete. Warum kleiden wir uns nicht auch griechisch, römisch? Warum haben wir nicht auch zwölf Götter? Ihre Fabeln? Ihre Wahrsager? Ihre Redner statt unsrer welschen Advocaten? Ihre Spiesse? Ihre Pfeile? Noch mehr aber die Areopagiten, Archonten, Consuls, Censoren? Was würde man sagen, wenn man keinen Burgermeister anders, als in dem Sinne eines römischen Consuls, gelten lassen, und sich also über diese und jene hohe und niedere Burgermeister in Teutschland aufhalten wolte? Was man saget, wenn man keine Ode, als Ode gelten lassen will, die nicht Horazisch façonniret (gebildet, gedrehet) ist?

Der natürliche Geschmak ist nicht allgemein: oder, deutlicher, es giebt keinen allgemein natürlichen Geschmak. Er ist verschieden bey einzelnen Menschen und ganzen Völkern. So verhält die Sache sich subjectiv genommen, welches aber die Möglichkeit der Uebereinkunft aller Menschen in einigen Stüken nicht ausschliesset. Objectiv die Sache betrachtet, läßt sich aber wohl bestimmen, was das Beste sey, ob es schon nicht einem, wie dem andern, gleich gefällt. Das Brod ist eine Speise für alle Menschen; aber auch aus einerley Mehl und in einerley Backofen gebacken, schmecket es doch nicht einem, wie dem andern. Das unausgebackene Brod kan einem besser schmecken, als einem andern das ausgebackene. Aber darinnen müssen alle Menschen, wenn sie sich in der rechten Lage, ein Urtheil zu fällen, befinden, übereinkommen, daß das gut gebackene Brod gesünder sey, als das schlecht gebackene.

Der gute Geschmak ist für alle Leser und für alle Zeiten, und heisset dieser seiner edlen Gemeinheit wegen der **Gute**. Sein **Materiale** bestehet in den Gegenständen, die gemeinnüzig seyn müssen. Das **Formale** (beym Dichter) ist die Deutlichkeit der Gedanken, die auf eine besonders leichte Art sich entwickeln müssen, die ihnen entsprechende Richtigkeit des Ausdruckes, die Reinigkeit der Sprache überhaupt, das Flüßige, oder Ungezwungene in der Wortfügung oder Construction, die Reinigkeit und Ungezwungenheit des Reimes, wenn davon die Rede ist, und eine gute Versification überhaupt. Solche Dichter sind weder groß, noch klein, noch mittelmäßig; sondern sie sind **gute** Dichter. Wer aber blos in dem hier angegebenen Geschmacke z. B. die Astronomie, wie **Günther** vorhatte, poetisch abhandelte, oder die ganze Moralphilosophie in Fabeln vortrüge, so daß alle seine Fabeln zusammen genommen ein Moralsystem uns darstelleten, der verdiente den vorzüglichen Namen eines grossen Dichters eben so gut, als

Voltaire wegen seiner Henriade und Trauerspiele.

Der Geschmak, in dem Sinne, in welchem er hier genommen wird, hat allemal eine Beziehung auf das Gefallen. Was aus vernünftigen Gründen allen oder den meisten gefällt: dieses entscheidet hier. Mit dem Erhabenen hat es eine andere Bewandnis, und darauf läßt sich der Geschmak gar nicht anwenden. Wie lächerlich würde es seyn, wenn man die dreyfache päbstliche und unsere Kayser-Crone nach dem Geschmacke beurtheilen wolte? Ein anders ist die Erhebung der Schreibart; ein anders das Erhabene an sich. Der gute Geschmak schliesset die Erhebung der Schreibart gar nicht aus. Mit unsern Affecten verbinden sich entsprechende Gedanken und Ausdrüke. Wir stammeln; die gewöhnlichen Redarten fliehen vor unserm Gedächtnisse, wie Wolken am Himmel, vom Sturme gejaget. Die Natur selbst verändert in diesem Falle die Wortfügung, und schiebet ungewöhnliche Ausdrüke ein, wo die gewöhnli-

chen mangeln. Alle Gegenstände der Erde und des Himmels brauchen wir in diesem Gemüthsstürme entweder zu Zeugen, oder fragen sie gleichsam um Rathe, oder suchen Trost bey ihnen, oder sie blasen von selbst als helfende Winde in die Seegeln unserer Leidenschaften. Dieses ist der Ursprung des Figürlichen. In diesem Zustande aber fliessen uns keine Verse. Künstlich setzen wir uns wieder in denselben Zustand, einem Arzte gleich, der ein gehemmtes Fieber wieder herfürbringet.

In Absicht auf die Erhebung der Schreibart kommt das Natürliche und Künstliche in Betrachtung. Der gute Geschmak schliesset das Künstliche nicht aus, wenn nur das alles dabey mit beobachtet wird, was der gute Geschmak überhaupt erfordert. Wenn das Gelehrte ungezwungen angebracht wird, schadet es der Anmuth eines Gedichtes nichts, wohl aber ist es nüzlich, wenn, zumal den Ungelehrten, mit Anmerkungen, (die für Teutsche eben nicht lateinisch seyn müssen,) zu Hülfe gekommen wird.

Das übertriebene Künstliche und das Gelehrte im Lohenstein konte freylich diesem besondern Geschmacke seine Erhaltung nicht versichern; aber es fehlte dieses Mannes Gedichten zugleich an allen übrigen Erfordernissen des guten Geschmaks. Die in seinen Trauerspielen auftretende Personen geben ganze Salven von Spizfindigkeiten auf einander. Niemals muß man aus einer gewissen Art zu dichten einen herrschenden Geschmak machen. Dieses geschiehet durch unbestimmte Lobeserhebungen. Gelobt muß freylich werden, aber mit Unterschiede. Das Lob ist einem Ordensbande gleich. Was würde man von einem academischen Orden sagen, den auch der Pedell trüge? Man unterscheidet unter Groß-Creuzen, Commendatoren und Rittern. So müssen gelehrte Blätter, unter einer öffentlichen Aufsicht auch unterscheiden. Aber Studenten werden manchesmal auf eine Art gelobet, daß ein jeder ehrlicher Mann sich schämen muß, nach ihnen gelobet zu werden. Doch das gienge unter so vielen andern Thorheiten noch hin; allein das

ernstere Lob, den Lucilen unserer Zeit verschwendet, was ist es für ein Lob? Ein blindes, ein Lob nach der Mode; ein ungesunder Auswurf des Partheygeistes; eine Nulle in einer critischen Lotterie, wo die höheren Tadel, die allemal ein Verdienst des Getadelten voraussezen, die Treffer sind.

Um den Beyfall der Menge zu erhalten, darf man nur, wie Lucil, unermüdet auf einem Beine fortschreiben, und einzelne Personen angreifen; vornehmlich Hohe. Man muß sie so schildern, daß ein jeder gleich auf sie fällt: noch besser nennet man sie gar mit Nahmen. Man schreibet zwar wider diesen Lucil, und zeiget ihm seine Verwegenheit; seinen Unsinn. Was geschiehet? Horaz selbst wird darüber zur Rede gesezet, und muß wider Willen dem Lucil ein gewisses Verdienst lassen, um nicht um alles das Seinige zu kommen.

Es scheinet, als ob die berühmtesten unserer öffentlichen Criticker vorausgesezet hätten,

daß ihre Blätter nicht auf die Nachwelt kommen würden. Es wäre sonst nicht möglich, daß ihre Urtheile so dumm partheyisch ausfielen, und schlechte, die Post laufende, Schriften so erhoben; die wichtigsten aber so kaltsinnig, wie Herrn Lamberts Organon, beurtheilet, oder gar mit Stillschweigen übergangen würden.

Die jezigen Dichter nebst einigen andern Schriftstellern haben die Pohlnische Verfassung erwählet. Die inneren Unruhen haben sie zu Conföderationen gezwungen. Mit den Dißidenten gehen sie grausam um. Sie schliessen sie aus ihrem Pacto de se mutuo laudando gänzlich aus, und hexametriren sie vom Parnasse hinweg.

Auf die Visiones medii Aeui, die Geschichten der irrenden Ritter, den Hercules und Herculiscus, und nach einem Zwischenraume, per varios casus, per tot discrimina rerum, erschienen unter andern auch Nimrod und Daniel in der Löwengrube. Zu

ersterem bereitete uns ein Gedichte auf die Majestät Gottes vor, wo Gott:

Die Elemente schmelzt, und durch
die Luft zerstreut,

D. i. das Haus dem Fenster hinaus wirft. Zu dem andern wurden wir durch einen Lobgesang auf den Heiligen Geist eingeladen. Unsere frechen Dichter hatten bisher die erste Person in der Gottheit nur besungen. Heil sey dem Lobsänger der Dritten! Solche poetische Abstractionen verdienen hoffentlich besonders bemerket zu werden.

Ganze Blätter lieset man in unsern modernen Sublimisten, ohne auf einen Gedanken zu kommen, der nur etwas weniges hinter sich hätte. Alles wird gesungen, gepfiffen, getrillert, was dieses noch weniger leidet, als die Töne Farben annehmen. Unsere Seelen werden zu Orgelpfeiffen gemacht; man bläset, man redet, man singet, man seufzet hinein. Aus dem Innersten der Geister werden Gedanken, wie Hunde, herfürgelocket.

cket. Eine Flöte im Staube liegend tönet in Einsamkeiten durch Wüsteneyen. In einem unaufhörlichen Gedränge zwischen Engeln und Teufeln, ungewis, welche Parthie man ergreifen soll, schläfet man endlich auf einem sanften Rasen von Wolken ein, und ein mitleidiger Traum schmeichelt uns mit der Erlaubnis einer Neutralität.

So wie kein Dorf mehr so klein ist, wo der Schulmeister sich nicht schäme, Schulmeister zu heissen; sondern Präceptor heissen will: so heißt auch der Himmel schon lange nicht mehr Himmel; sondern Olymp. Wo die Bauren sich schon lange damit herumgetragen haben, das sey der rechte Mann, der einen Krug Aepfelmost so trage, daß er nicht überlaufe: Da wird ein eben getragenes Glas voll gährender Säfte mit überlaufenden Lobe bewundert. Neukirch ist wo nicht meistens, doch oft ohne Verstand gelobet, und ohne Verstand getadelt worden. Fiat applicatio auf mehrere andere. Einen jeden muß man vorerst nach seinem Zwecke; zugleich aber den Zweck mit beurtheilen.

Wir haben Lehrgedichte, die wie trunkene Catonen aussehen; die Hallerischen sind nüchtern; aber nach ihnen heissen jene die besten. Frühlinge haben wir in dem Kleide eines Harlequins. Kreisse, der Kinder Spott. Oden, ganz besondere Oden, wo der Plan so künstlich verstecket ist, wie der streifenden Croaten Operationsplane. Geistliche Lieder haben wir in der Melodie: Phylax, ein getreuer Hund. Den Auswärtigen wollen wir uns durch Auszüge aus den besten Dichtern bekannt machen. Aber wer giebt denn das Recht, im Namen einer ganzen Nation mit Auswärtigen gleichsam zu handeln? Wenigstens müßte es auf eine ganz andere Art geschehen.

Ich hoffe, daß noch ein so glükliches, als müßiges, Genie ein poetisches Würfelspiel erfinden, und auf das allersinnlichste jedermann damit zeigen werde, wie ohne allen Verstand, blos durch wiederholte Würfe, ein erhabenes Gedichte nach neuester Mode zu Stande gebracht werden könne. Unsere Hebraismen, Gräcismen, Latinismen und Gallicismen sind ja bald gesammlet.

Doch genug. Ich habe bisher nicht im Ernste geredet; sondern nur zeigen wollen, daß auch diejenigen, die kein Handwerk davon machen, doch eben so gut spotten können, wie diejenigen, die ein Handwerk davon machen.

Non semper rident, semper ridere scientes.

Ich kenne den Vorzug unserer Zeiten zu gut, und verehre sie zu sehr.

Von Wolfens Zeiten an hat die Belesenheit in Teutschland ausserordentlich zugenommen. Kein Wunder, da wir ihn darinnen zum grossen Vorgänger hatten. In der Phylologie haben wir es sehr weit gebracht, und entdecket, daß die Cherubim geflügelte Esel seyen. Eine neue Ventologiam maris rubri haben wir auch, welche der H. Schrift das bekannte Wunder sehr erleichtert. Die Geometrie herrschet nicht unvernünftiger durch alle Wissenschaften, als eine Körberische Psychometrie an ihrer Stelle herrschen würde. Die Moral empfinden wir jezt, da es mit der Demonstration gar zu viele Schwierigkeiten hat. In der Zergliederungskunst sind wir so weit gekom-

men, daß wir einen Nerven mehr haben, wie sonst, und das unnüze Geschlechte der Hunde merklich abgenommen hat. In der Theologie trozen wir Himmel und Hölle, nachdem wir eine demonstrirte Augspurgische Confeßion haben, wozu ich nur noch eine, in die Form mathematischer Methode gebrachte, güldene Bulle wünschte. In der Philosophie überhaupt haben wir es so weit gebracht, daß eine ganze Academie dafür gehalten hat, ihren weitern Fortgang hemmen zu müssen, so wie es auch mit der Pedanterie geschehen seyn würde, wenn das Gesetze der Selbsterhaltung nicht im Wege gestanden hätte. Unsere Poesie hat auch einen neuen Geist bekommen, nachdem man das altfränkische Ernsthafte abzuschaffen gewußt hat. Es ist ein unermüdet die lustigsten Sprünge machender Bok.

Wie weit wir es aber in der Belesenheit, in der Kenntnis des Unterschiedes des Alten und Neuen, der Philologie, des guten Geschmakes, der Philosophie, der Moral besonders der Politik, des Feinen, des Schönen, der Art, die Sachen auf allen möglichen Seiten anzusehen, der Quellen, des Gangs der Gedanken eines

Schriftstellers, in der Vergleichung eines Schriftstellers mit andern, ehe wir loben oder tadeln, und der Critik überhaupt gebracht haben, dieses wird die Nachwelt dereinst aus der Art beurtheilen, wie gewisse Beherzigungen und ähnliche Schriften von uns aufgenommen worden sind. Gewis verdienen die Urtheile, welche zu unsern Zeiten über Schriften gefället werden, noch immer eine Revision, und in unserer gelehrten Welt wäre ein hinkender Bothe sehr nüzlich, dessen etwas anders lautende Nachrichten aufgeblähete Schriftsteller demütigten. Dixi et saluaui animam meam.

Ich bin ernsthaft, ohne mich des Lachens gänzlich zu entwöhnen, weil es gleichwohl einmal eine Zeit gewesen, wo man das Lachen für des Menschen Proprium quarti modi gehalten hat. Die Betrachtungen, die ich angestellet habe, zeigen den Zusammenhang der Dinge dieser Welt an Enden, wo man ihn nicht zu suchen gewohnt ist, die Schlüsse eines Newtons haben den Zusammenhang zwischen Asien und America nicht entdecket. Eine Philosophie ohne Hypothesen ist ein Schiff

auf dem festen Lande. Worinn kann der menschliche Verstand seine Grösse vorzüglicher zeigen, als in Hypothesen? Thut dieses etwas zur Sache, wenn sie nicht in die Gesellschaftssystemen passen? Sollen diejenigen, welchen kein anderer Weg, berühmt zu werden, als das Gedächtnis, mehr offen ist, die Richter in der Sache der hohen Urtheilskraft seyn?

Es erfolgen in dieser Welt keine Begebenheiten; sie sind vorher gedacht worden. Die Plans werden in der Geisterwelt gemacht. Alle unsere Begebenheiten sind wiederum ohne Ausnahme **transcendent**, d. i. sie gehen in die Geisterwelt über. Das grosse unermeßliche Rad stehet unbeweglich stille, indessen sich in seiner Mitte Millionen kleiner Räder unaufhörlich drehen, electrische Funken sprizen, die, wie sie vergehen, von nachfolgenden wieder ersetzet werden und sich in Sonnen sammlen, die niemals dieselben sind, im Entstehen schon vergehn, und wieder ersetzet werden. Eine Ewigkeit ist gleichsam verflossen, ehe der Zeiger des Ganzen eine Minute fortgerüket ist. Vor diesem Rade betrachtend zu stehen, wäre dieses nicht allein schon Seeligkeit genug?

Einige Paragraphen politischen Inhalts,

auf ein grösseres Werk sich beziehend.

§. 1.

Nach der jetzigen Verfassung unserer politischen Welt ist es am allerwenigsten möglich, solche Regenten und Minister zu haben, wie sie in der dunklen Hirnkammer gewisser Moralisten sich verkehrt vorstellen. Ist ein gebohrner Regent von der Natur verlassen; ist er in der Erziehung versäumet worden: kan und soll man ihn darum abschaffen? Soll er freywillig abdanken? Kan er denn wissen, ob der Zwek auch dadurch erreichet wird? Kan er die ganze Zukunkt übersehen? Lassen sich alle Folgen überdenken? Werden nicht unzählige Verbindlichkeiten, in welche er auch unwissend, blos dadurch, daß er eine Zeitlang regieret hat, mit Tausenden gerathen, auf einmal zerrissen? Erfordert, oder kan nicht ein gewisser Zustand der Unterthanen selbst zu gewissen Zeiten böse Regenten erfordern? O, ihr kleinen Alexander, die ihr den grossen

Staatsknoten zu lösen so ungeschickt; ihn zu zerhauen so grob seyd! Vor der Thüre der grossen wahren Staatsschule stehen die euch fürchterliche Worte: Es nahe sich niemand, der nicht Philosoph ist!

§. II.

Der Vorwand verdienet fast keine Antwort, daß man sich das vollkommenste allemal vorstellen müsse; den vollkommensten Regenten; den vollkommensten Minister. Philosophen gewisser Art können sich solche Vorstellungen machen, um daraus zum Nachtheile der göttlichen Haushaltung (Oeconomiae diuinae) diejenigen Schlüsse zu ziehen, die sich in des Bayle Vorrathskammer noch ganz frisch finden. Nur diejenigen, welche den Verdiensten grosser Männer aus einem frommen Neide nachstellen; nur diejenigen, welche da, wo sie von Staatsministern reden, von sich, als kleinen Gesandten, sagen können, sie seyen auch Minister, haben die Erlaubnis, so abgeschmackt zu philosophiren.

§. III.

Nach einem guten Rechtsgelehrten, tüch-

tigen Cammerrath, wohlgezogenen Cavalier, nach einem frommen und gottesgelehrten Manne, um eine Canzel zu versehen, und nach einem Agenten, Crayßgesandten u. d. gl. erkundiget man sich wohl; aber wo Minister zu haben seyen, darnach wird nicht herum geschrieben. Der ist der rechtmäßige und wahre Minister, welcher das Vertrauen vom Herrn sich erworben; welcher einen Mitler zwischen demselben, der übrigen Dienerschaft und dem Lande abgeben; das Ansehen des Herrn erhalten; Verantwortung auf sich nehmen, und also in manchen Fällen vor den Riß (wie man zu sagen pflegt) stehen kan. Einem solchen Manne können die auch sonst wesentlichsten Eigenschaften eines guten und geschickten Ministers abgehen: aber ein gewisser Zusammenhang, gewisse besondere Verhältnisse, in welchen er mit dem Herrn, dem Hofe, andern Angesehenen im Lande, auch auswärtigen Höfen stehet, können dieses ersetzen. Der klügste, redlichste, gelehrteste und sonst beste Mann könte an diesem oder jenem besondern Hofe (als welchen man allemal vor Augen haben muß) oft

alles verderben; oder würde kaum die kürzeste Zeit sich erhalten.

§. IV.

Sardanapal war unmäßig im Essen und Trinken; seine Ehrlichkeit war nicht weit her; er war dem Geitze ergeben, und konte seinen Namen kaum schreiben: aber Authorität und Ordnung war im Lande, welches unwiederbringlich verlohren gegangen seyn würde, wenn der fromme und professormäßig gelehrt gewesene Ambrosius an jenes Stelle das Ruder geführt hätte. Dieser Minister konte gute Rathschläge geben, aber nicht politisch zusammenhängend, und noch weniger ausführen. Es wurde Authorität erfordert, um dem Herrn selbst zu Hülfe zu kommen, und dieses war bey dem ersten. Auf ihn folgte Niger, welcher hitzig genug war; aber Hitze und Authorität sind zweyerley. Ueberdas fehlte ihm ein gleiches Vertrauen beym Herrn, und er besaß die Zauberkunst der Marechale d'Ancre nicht, die Sardanapal vollkommen besessen.

§. V.

Solche kleine Geister, die ihre eingebildete Grösse nur den theils partheyischen, theils betro-

genen Zeitungsschreibern zu danken, und bey betrogenen Höfen ein ungewisses Glük gemacht haben, sind zu voll von ihrer eingebildeten Weisheit, als daß sie einsehen solten, wie es gar nicht darauf ankomme, wie ein Minister überhaupt beschaffen seyn müsse; sondern daß blos die Umstände entscheiden. Ein Herr, welcher Einsicht besitzet, wird allemal unter mehreren zu wählen wissen, wenn er die freye Wahl hat; aber nicht ein jeder Herr besitzet diese Einsicht; nicht allemal finden sich die mehrere wahlfähige; es meldet sich auch keiner zum Minister mit einem Lehrbrief in der Hand; die Wahl ist beschränket; oft müssen die verschiedene Interessen der Grossen, oder die sonst einen Einfluß haben, auf ganz andere Art conciliiret werden, als sich solche Leute einbilden, welche Heilers süsse Jesus-Gedanken mit ihren Staatspasquillen viel glüklicher, als solche Interessen, zu vereinigen wissen.

§ VI.

Ich kan mir kaum einen andern Begriff davon machen, als daß ein solcher Schriftsteller sich einbilde, er sey einem Kayser von Japan gleich, welcher den ihm unterwürfigen Königen

die Ministers, obschon der Form nach, nur so zuschicket, daß er sie nur blos empfiehlet. Dieser Fall eräugnet sich allerdings in Europa öfters, als man glaubet, und in Ansehung der grossen Häuser, welche ihre nachgebohrne Prinzen mit Königreichen und Herzogthümern abfinden können, hat es ohnehin keinen Zweifel.

§. VII.

Der wahre Begriff von einem Regenten ist also dieser, daß er nur dafür da sey, eine grosse Gesellschaft von Menschen durch sein Daseyn in Ordnung zu halten, damit solche sich nicht trennen, noch in eine Räubergesellschaft entarten möge. Der Regent allein, könte dieses nicht zwingen, und der Minister, er sey so schlecht er wolle, ist allemal dazu gut genug; den Mittler abzugeben, solte es auch nur dazu dienen, daß einsweilen die Schuld auf ihn geschoben, und er allenfals aufgeopfert werden könne, wenn kein anderer Rath übrig ist; indessen ändern sich die Umstände, und es wird überhaupt Zeit gewonnen.

§. VIII.

Es ist aber ein ganz anders, wie es seyn soll. Dieses weiß Gott am besten, und

dieses beruhet auf Gott allein. Wer Regenten und Ministern einen guten Rath ertheilen will, rede entweder allgemein, und also ohne Personen anzüglich zu treffen, oder er gehe an Ort und Stelle hin, mache es wie die alten Propheten, werde ein Martyrer, oder schweige still. Aber das ist das Thun der lieben Frommen nicht. Sie bedanken sich dafür, daß sie sich einem kleinen, aber unterdruckten Hause nur so weit aufopfern solten, daß ein ganz kleiner Verdruß ihnen deswegen begegnen könte. Die Dienste des mächtigern Feindes sind ihnen angenehmer, und auch diese verlassen sie so geschwind, als sie die Gelegenheit auserschen haben, sich an noch mächtigere anzuhängen. Dieses Spiel treiben sie so lange als möglich, und wenn es nicht mehr gut thut, bleibt ihnen ihre Frömmigkeit zum Nothbehelfe. Ein Frommer kan alsdenn kriechen, die Rolle des Demüthigen spielen, mehr Sünden bekennen, als man weiß, und er selbst begangen hat, und, siehe! er bleibt doch ehrlich, und erhält sich noch bey Schwachen, und diese erhalten ihn bey Starken. Aber, o, wie unglüklich sind die Weltkinder? Das geht

bey ihnen nicht an. Nur sie müssen ehrlich seyn, oder sind verlohren. Sie sind ohne das ihres Verstandes wegen verdächtig. Die Frommen lassen es auch an andern gottseligen Verläumdungen nicht fehlen. Dis ist der armen ehrlichen Weltkinder Schicksal, und dieses sind meine aufrichtige, aber freylich keine Jesus-Gedanken.

§. IX.

Eine ganz andere Frage ist es wieder, **wie ein NB. künftiger Regent erzogen werden; worauf ein junger Mensch, den man zum Minister bestimmet, sich legen soll?** Hier zeige man seine Klugheit; Hier setze man die Feder an, und lasse die gewässerte Dinte fliessen, als wäre sie patriotisches Blut. Aber die nicht mehr zu erziehen sind; die sie seyen, wie sie wollen, ihre Last fühlen, und uns, die wir uns über sie aufhalten, Schutz geben; diese lasse man in Ruhe, und lasse zugleich den nicht neuerfundenen, sondern in der unrersten Schulklasse schon erlernten abgeschmackten Satz von dem vollkommensten fahren, als welches eben darauf hinaus laufet, gleich als ob jemand, der heyrathen wolte,

sich eine Venus mahlen lassen, und denn nach der Person sich umsehen müßte, welche derselben am ähnlichsten wäre.

§. X.

Mit einem Worte viel zu sagen, es ist unverschämt auf die Art, wie es seit einiger Zeit Mode werden wollen, von grossen Herrn und Ministern zu schreiben. Es macht unsern Zeiten keine Ehre, und zeigt nicht vieles gutes an; sonst gienge es nicht so hin. Es zeigt auch keinen wahren Muth, noch patriotischen Eifer an; sonst trotzte man jedem gecrönten Haupt, wie Luther, und setzte etwas durch. Nur aber an solchen Grossen sich zu vergreifen, die ohne Schaam Kleine genannt werden, welche aber in politischen Verwickelungen mit Mächtigern befangen sind, zeigt nichts als Niederträchtigkeit an. Kein besser erläuterndes Gleichnis schicket sich hieher, als das Beyspiel der Hunde, die hinter der verschlossenen Hofthüre alles anbellen, was vorbeygeht, auf der Strasse aber vor einem Kinde kriechen und laufen.

§. XI.

Wie ist es aber möglich, daß solche Schriftsteller berühmt werden können? Es ist möglich.

Das Glük macht alles möglich. Sie haben an einem Orte, wo ein berühmtes Wochenblatt heraus gegeben wird, gute Freunde, wo nicht gar Verwandte. Das ist schon genug. Sie werden gelobt. Der Ruhm des Wochenblatts ist der ihrige. Andere glauben es aus gutem Herzen; es kommt die Zeit, daß sie es bereuen; sie wollen ihr Urtheil nicht wiederrufen, und hierinnen haben sie Unrecht. Oft beurtheilen auch sonst grosse Gelehrte solche Sachen; es fehlt ihnen aber zum Unglüke nur hierinnen an Belesenheit, die sie im Uebrigen sonst überflüßig haben. Sie halten also fast wörtlich abgeschriebene Stellen vor neu, und diese glükliche Abschreiber unterdrüken so gar, was wider sie herauskommt, wo sie nur können. Einem gewissen Verleger ist dieses begegnet. Wir leben überhaupt in Zeiten, die vieles Nachdenken auch in Rüksicht auf die Wissenschaften verdienen. Wie geht es der Philosophie? Doch genug hiervon.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Creutz, Friedrich Karl Kasimir <<von>>,

<<Die>> Reliquien unter moralischer Quarantaine mit drei Anhängen

Frankfurt am Mayn 1767

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bip.L.g.o.155
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11433023-9
VD18 1525982X-004